

Kinder- und Familiengeschichten

Versammelt sind hier diejenigen realistischen Erzählungen für Kinder bis ins mittlere Schulalter, die sich in der Wahl des Schauplatzes an der unmittelbaren Umgebung wie am Erfahrungshorizont der kindlichen Rezipienten orientieren. Handlungsräume sind der familiäre Bereich samt Verwandtschaft, das Landgut bzw. Haus und Garten, die Nachbarschaft, die häuslichen und außerhäuslichen Plätze kindlichen Spielens, das Aktionsfeld der Gleichaltrigen-Gruppe, schließlich der Bereich der Schule. Neben diesen alltäglichen sind die Ferienschauplätze aller Art so beliebt, daß sich Alltags- und Familiengeschichten nahezu die Waage halten. Hauptfiguren sind entweder einzelne Kinder oder mehrere Geschwister bzw. Freundinnen oder Freunde. In den reinen Kindergeschichten bleiben die Erwachsenen als Nebenfiguren am Rande; in der Regel spielen sie dennoch, sei es als Kommentierende oder Zurechtweisende, sei es als Eingreifende, eine wichtige Rolle. In den Familiengeschichten dagegen zählen auch Erwachsene zu den Mittelpunktfiguren. Kinder- und Elternschicksal zusammengenommen ergeben erst eine wirkliche Familiengeschichte. Da kaum eine Kindergeschichte den familiären Bereich außer Blick läßt, versteht es sich, daß die Grenze zwischen der Kinder- und der Familiengeschichte fließend ist.

In der hier dokumentierten Epoche stellen die Kinder- und Familiengeschichten eine längst etablierte kinderliterarische Konvention dar. Ihre Anfänge reichen bis in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zurück, in dem Rousseau und die Philanthropen die Kinderliteratur auf den Erfahrungshorizont der kindlichen Rezipienten verwiesen haben. Im Biedermeier steht die kleinzeichnerische Gestaltung zumeist idyllischer Kinder- und Familienszenen in Blüte. Zugleich hört Mitte des 19. Jahrhunderts die moralische Beispielgeschichte auf, das nahezu alleinherrschende Modell kinder-

literarischer Epik zu sein. Neben Verhaltenserziehung und sittlicher Bildung machen sich als Darstellungszwecke Natur- und Umwelterschließung geltend; geboten wird zunehmend etwas, das man epischen Anschauungsunterricht nennen könnte. Den älteren kindlichen Rezipienten werden merkwürdige Ereignisse und kleinere Abenteuer mehr und mehr bloß um ihrer Unterhaltsamkeit willen geboten, was nicht ausschließt, daß nebenher auch noch ein nützliches Exempel statuiert wird. Die erzählende Kinderliteratur des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts bewegt sich zu einem großen Teil in diesen Bahnen und unterscheidet sich von der biedermeierlichen der Jahrhundertmitte allenfalls durch eine stärkere, ungehemmtere Ausprägung ihres Unterhaltungscharakters. Auffällig ist dabei, daß die Gründerzeitära gegenüber dem Biedermeier an Sinn, Liebe und Hingabe für die kleine Welt des Kindes verloren hat. In zahlreichen Erzählungen macht sich eine gewisse Kühle, ein ironischer Unterton bemerkbar. Das geschilderte Kindliche rührt nicht mehr, es wird eher aus einer überlegenen Distanz heraus als belustigend empfunden, ja, bisweilen mit Spott, im Einzelfall gar mit Häme bedacht. So sehr die Wahl der Schauplätze sich weiterhin am kindlichen Rezipienten orientiert, von der biedermeierlichen Einfühlung in die Welt des Kindes ist wenig geblieben.

Unter den ausgewählten Textbeispielen steht Frida Schanz' Kindergeschichte »Die Schlittschuhe« dem althergebrachten Muster der Exempelgeschichte am nächsten – und zwar der Variante, die nach dem Prinzip »Lernen durch Normverstoß« (B. J. Thiel) verfährt. Auffällig an dieser Geschichte sind das Fehlen einer väterlichen Instanz und das modern anmutende Erziehungsverhalten der Mutter. Die Bekehrung zum Wohlverhalten erfolgt ganz von innen her, aus Beschämung und Gewissensbissen heraus, auf deren Erzeugung es die moderne Erziehung abgesehen hat. Exempelcharakter hat in gewisser Weise auch Agnes Sappers »Familie Pfäffling«, eine der populären Familienerzählun-

gen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Vorbildlich ist der »anziehende kleine Staat« der Pfäfflings in erster Linie durch die relativ offene, selbstkritische Einstellung der Eltern, die »sich selbst nicht als fertig« betrachten und deshalb ein um so überzeugenderes »Führeramt« ihren Kindern gegenüber ausüben können. Generell erscheint die Familie in diesem Werk als rettendes Bollwerk in einer von Revolution und Untergang bedrohten Zeit.

Außergewöhnlich ist der epische Schauplatz von Gustav Falkes Kinderroman »Drei gute Kameraden«: Er spielt im Arbeitermilieu eines am Rande der Großstadt gelegenen Dorfes. Die Familie bildet hier keinen abgeschlossenen Binnenraum; sie geht in der Nachbarschaft der Arbeitersiedlung auf, wie auch die Kinder ausgesprochene Dorfstraßenkinder sind. Parallel zur Kinderhandlung werden die wechselvollen Berufsverhältnisse des Vaters einer der Kinder, eines Hafenarbeiters, verfolgt und zugleich Einblicke in die materielle Lage einer Proletarierfamilie geboten. Nimmt man den Schluß hinzu, so darf man diese Erzählung als einen ersten Höhepunkt des sozialkritischen kinderliterarischen Realismus bezeichnen. Hulda Mical's Erzählung von 1916 führt einen wieder zurück in die (klein-)bürgerliche Familienwelt, doch sind es nun die Zeitereignisse, die diesen Binnenraum aufsprengen und zur Straße, zur Umwelt, zur Politik hin öffnen. Tendiert bei Falke die Kinder- und Familiengeschichte zur sozialkritischen Umwelterzählung, so bei Mical zum zeitgeschichtlichen Kinderroman.

Einen nicht unerheblichen Einfluß übt die um 1900 florierende erwachsenenliterarische Kindheitsdichtung aus. Wolgast und seine Anhänger führen diese sogar als die geeignetere Kinderlektüre gegen die von ihnen abfällig bewertete »spezifische« Kinderschrift ins Feld. Bei Bernhardine Schulze-Smidts autobiographisch fundiertem Buch »Jugendparadies« handelt es sich um eine solche Kindheitsdichtung, die als Kinderlektüre empfohlen und benutzt worden ist. Hier äußert sich ein neues, sentimentales Interesse an der Kindheit,

die nun wieder ohne ironische Untertöne episch vergewärtigt wird. So sehr ihr mit Sympathie begegnet wird, so fällt auf die Kindheit doch ein ausgesprochen erwachsener, oft zudem noch rührseliger Blick – einer, der stets vergleicht und auf diese Weise das Eigentümliche des kindlichen Wesens herauschält, am Verspielten, Versponnenen und Verstiegenen dieser kleinen Anderswelt haften bleibt. Für kindliche Rezipienten dürfte dieser Erwachsenenblick auf die Kindheit nur bedingt nachvollziehbar sein, was nicht ausschließt, daß die dargebotenen Kindheitsschilderungen für sie dennoch ihren Reiz besitzen. Unter dem Einfluß der Kindheitsdichtung der Jahrhundertwende jedenfalls verliert sich in der spezifischen Kinderliteratur nach und nach der ironische Unterton. Das Kindliche wird mit neuem Einfühlungsvermögen behandelt, den Sonderlichkeiten der Kinder ein Daseinsrecht gegeben; ja, man läßt sogar ihren Erklärungsversuchen und Phantasmen freien Lauf. Einen eigenen Weg, die Kindheitsliteratur ins Kinderliterarische zu wenden, hat Wilhelm Scharrelmann in »Großmutter's Haus« eingeschlagen: Er läßt die kindlichen Rezipienten teilhaben am erwachsenen (Rück-)Blick auf die Kindheit.

Die in formgeschichtlicher Hinsicht weitestgehende kinderliterarische Neuerung dieser Zeit besteht in der Etablierung eines Erzählens streng vom kindlichen Protagonisten aus. Es macht sich in solcher Prosa keine andere Wertungsposition als die des kindlichen Helden geltend, wie auch eine mehr oder weniger verdeckte ironische oder humoristische Relativierung des kindlichen Standpunktes unterbleibt. Paula Dehmels Kindergeschichten in Ich-Form repräsentieren in formeller Hinsicht den avanciertesten Stand der erzählten Kinderliteratur in dieser Zeit. Auch inhaltlich ragen sie heraus, denn sie brechen mit eingefleischten kinderliterarischen Tabus: Während bei anderen Autorinnen und Autoren jenes Zeitraums das Klapperstorchwesen ungebrochen fortlebt, macht sich bei Paula Dehmel ein aufklärerischer kinderliterarischer Impetus geltend. Mit Texten wie »Singi-

nens Geschichten« schreibt sich die Jahrhundertwende ein in die Realgeschichte moderner antiautoritärer Kinderliteratur. – Wer annimmt, diese Art der Kinderprosa sei nur noch durch Erzählungen, die von Kindern selbst stammen, zu übertreffen, wird angesichts der von Berthold Otto edierten »Kinder-Geschichten« eines Besseren belehrt. Diese machen nur zu deutlich, wie wenig vom kindlichen Erleben in den eigenen Erzähläusserungen wirklich greifbar ist.

BERNHARDINE SCHULZE-SMIDT

Jugendparadies

1895

[85] So oft sie die Gelegenheit erwischen konnte, langte sie sich die geliebten Grimms Märchen vom Bücherbort herunter, verschwand in irgend ein Haus- oder Gartenversteck und las und vergrub sich in die Zauberwelt, bis ihr die Augen brannten. All die Königssöhne, vom Froschkönig bis zu dem, der sich vor nichts fürchtete, malte sie sich aus und so sehr sie's versuchte, sie konnte sie nun einmal nicht anders bekleiden als mit Sammetwams und Federhut, Schwert und Mantel. Abends vor dem Einschlafen peinigte sie dann die armen Schwesterchen mit selbsterfundenen Geschichten, die sie tausendmal schöner fand als Grimms Märchen und deren Helden sie abwechselnd Elimar, Eginhard und Balduin taufte.

»O, Tiny, bitte, laß es – es ist so furchtbar langstielig!« flehten die kleinen Opfer von Tinys Erzählwut, [86] allein Tiny kannte keine Gnade, bis die Wärterin mit der Rute und dem Ausblasen des Nachtlichtes drohte.

Endlich fand Tiny doch ein mitfühlendes Herz. Als sie, unter dem Vorwande die Elfen tanzen sehen zu wollen, eines schönen Abends bei hellem Mondschein ihre kleine Nase noch einmal in den Garten hinaussteckte, wo weißlicher Nebelduft über den betauten Rasenplätzen schwebte, fand sie Richters Marie unten vor der Kellerthür.

[...] [87] In jeder Freistunde spielten sie mit ihren Puppen »Märchen« und zwar »Grimms Märchen«, Marie und Tiny, während der Rest der Cousinen Tau sprang und Reifen trieb und die Lederbälle gegen die frischgestrichenen Hauswände warf, daß es knallte. – Die hübsche Marie stellte selbstredend immer die »Frau Königin« vor und die minder liebliche Tiny entweder die notwendige böse Fee oder die beflissene »Tante« der Prinzessen, die dann in richtiger Abstufung »bloß Herzogin« sein durfte. Den hohlen Süßkirschenbaum hatten die beiden ein für allemal gepachtet, »Frau Königin« und »Frau Herzogin«, und er war heute Rapunzelchens Turm und morgen Dornröschens Schloß und übermorgen Allerleirauhs Küchenkammer. Die Puppen hielten geduldig still und lächelten freundlich zu jeder neuen Rolle. Manchmal saß die Puppe Emilie auch als Marienkind im hohlen Baum und wartete, bis Prinzchen Addy auf seinem Steckenpferde herbeigesprengt kam, um sie zu erlösen. Großartig machte sich der edle Prinz, mit Papas abgedanktem rotgelbseidenen Taschentuche als Mantel umgesteckt, der nur so flatterte beim feurigen Ritt, einen Kuhblumenkranz ums Hütchen und eine kühne Hahnenfeder dazu, die der große Cochinchinahahn blutenden Herzens hergegeben hatte. – Nach gelungener Erlösung wurde Hochzeit gemacht, und dabei beteiligten sich auch die Tauspringerinnen. July und Winchen wußten die schönsten Kräutersuppen aus Wasser, Salz und gehacktem [88] Schnittlauch zu kochen, die ganz richtig aussahen und ganz richtig schmeckten, und Hanny deckte den Tisch so nobel mit Blatttellern und Gabeln und Messern von kleinen Stöcken,

und einmal erbot sich Maly sogar, einen langen Regenwurm herbeizuschaffen; der könnte dann Bratwurst sein.

[...]

[89] Manch liebes Mal, besonders wenn Großvater abends noch viel arbeiten und nachdenken wollte, mußte Tante Mine vom Balkon aus die wilde Bande zur Ruhe und Ordnung rufen, sobald die Ängsten und Freuden zu geräuschvoll wurden. Oft jedoch öffnete Großvater selbst sein Fenster, horchte ein Weilchen auf das lustige Treiben seiner Enkelschar, rieb sich die Hände, wandte sich zu Tante Mine zurück und sagte zufrieden:

»Das ist gut so! Ihre Freiheit sollen sie haben, so lange sie klein sind. Höre doch nur, liebe Mine, wie sie sich's bei ihrem Vergnügen sauer werden lassen. Die schlafen heute nacht prächtig. Es steckt doch Murr drin, Mine, das gefällt mir; und häßliche Worte gebrauchen sie auch nicht. Laß sie uns noch eine Viertelstunde draußen.«

[...]

[91] Das war die richtige Märchenstunde im Märchenreich für die lebhaften Kinder, und gar zu köstlich wohl that's dann, wenn sie nach ihren Irrfahrten durch das grenzenlose schauervolle Duster des großen Gartens wieder auf die Terrasse polterten Hals über Kopf, und die Glasthüren sie in die sicheren, hellen Wohnstuben zu Vater und Mutter einließen. Wie behaglich dehnten sie sich, ein Viertelstündchen später, in ihren kleinen und großen Betten, die Mutterhand in der ihrigen, das dankbare Gebet für den schönen Tag gesprochen, und dann noch ein Gutenachtkuß und irgend ein Späßchen und dann unter die Decke und eingeschlafen, die Backen noch rot und frisch vom Spiel, hinter sich in der Ofenröhre das tröstliche Nachtlichtchen im Wasserglase, dessen Verknistern gegen Morgen, die kleinen Schläfer manchmal weckte und ihnen die Furcht vom Abend wieder zurückbrachte.

[92] Wenn auch die andern, außer Tiny und Marie, nicht allzuviel mit Elfen, Feen und Genien zu thun haben woll-

ten: – die Räuber und die Ritter nahmen sie sich doch aus den Märchen in ihre Spiele hinüber.

[...]

[95] »Hat es Onkel Heinrich auch wirklich so gesagt, Tintchen?« fragte Marie und steckte die drei Süßäpfel, die sie glücklich erobert hatte, einen nach dem andern in ihre Tasche, die sich bauschte wie ein Auswuchs.

»Wahrhaftig; ich gebe dir die rechte Hand drauf«, beteuerte Tiny und streckte der kleinen Zweiflerin ihre blankgewaschene Patsche entgegen. »Paß du nur auf, bei Großpapa ist gestern der Märchenkönig angekommen, hat Papa gesagt.«

»O Gott, Tintchen – willst du mich auch ganz gewiß rufen, wenn er bei Onkel Heinrich ist?« (Onkel Heinrich war der Senator, Tinsys Papa.) »Sieh 'mal, den Märchenkönig muß ich doch ebenso gut zu sehen kriegen, wie du; wir haben doch unser Geheimnis mit den Elfen zusammen.«

[...]

[98] »Nun, wer hat die Erdmännchen gesehen?« scherzte der alte Herr. »Ich nicht und ihr auch nicht. Hab' ich recht? Ja, da muß man gescheit und behend sein, wenn man sich eines von den artigen Männchen zum Spielzeug greifen möchte. – Oder was meint ihr dazu, wenn ein anderer die Schlafhäubchen herunterstibitzt hätte? Zum Beispiel:

Der Wind, der Wind,

Das himmlische Kind –?«

»Oder der Meisterdieb!« fiel Tiny begeistert ein. »Das steht alles in unsern Grimms-Märchen! Kennst du die denn auch? Ich dachte, bloß Mutter und Kinder kennen die.«

»Ja, denk nur: früher war ich auch einmal ein Kind und jetzt bin ich ein alter Onkel geworden«, sagte der freundliche Herr, und Tiny drängte sich immer näher an seine Seite, trotzdem Marie sie heimlich kniff, während sie zu dritt durch den Garten gingen, den Papas entgegen, die auf der Terrasse hin und her wandelten, die [99] roten Türken-

kappen auf den Köpfen, die langen Türkenpfeifen zwischen den Lippen.

»Aber *jetzt* bist du der Hofmeister vom Märchenkönig, nicht wahr, Onkel?« fragte Tiny in ihrer unersättlichen Wißbegier weiter, und der alte Herr entgegnete ganz trocken:

»Nein, ich bin nur sein Kammerdiener« und lächelte fein dazu.

[...]

[101] »Der ist der Märchenkönig, *der da!*« sagte Tante Mine und zeigte auf den schönen, alten Herrn mit den weißen, herabhängenden Haaren und dem langen braunen Rocke, und Großvater rieb sich lachend die Hände, so köstlich amüsierte er sich über Mariens und Tinys verblüffte Gesichter.

»Und soll ich euch auch verraten, wie er heißt?« [102] fuhr Tante Mine fort, zwinkerte den alten Herrn listig an, und warf den Kindern ihren bekannten Lämmerblick zu: »Onkel Jakob Grimm heißt er, und ihr dürft euch bei ihm für eure wunderschönen, lieben Grimms-Märchen bedanken.«

Sie sahen ihn alle mit großen Augen an; dann lachten sie verschämt und dann liefen sie auf ihn zu und gaben ihm die Hände:

»Ich danke vielmals! – Ich danke viel-, *vielman* für Grimms Märchen!«

Ganz begriffen sie's noch nicht, weshalb sie »danke« sagen sollten, aber mit der Zeit würde das Begreifen ihnen schon kommen.

FRIDA SCHANZ

Schulkindergeschichten

1901; 6. Aufl. 1910

[28]

Die Schlittschube.

Durch die Fenster, auf deren Sims buntblühende Hyacinthen standen, schien die helle Wintersonne ins trauliche Zimmer. Ihr fröhlicher Schein ließ alles so hübsch aussehen: die einfachen Möbel, das blanke, saubere Eßgerät auf dem gedeckten Mittagstische, selbst die uralte, eilig tickende Wanduhr neben dem warmen Ofen.

Die Mutter, die den ganzen Morgen eifrig und angestrengt gearbeitet hatte, stand mit heiterem Gesichte am Fenster. Gleich mußte ihre kleine wilde Schar unten um die Ecke biegen, die beiden Jungen von der Schule her und Trudchen von den Wiesen kommend, wo sie nach den Schulstunden noch ein Stündchen hatte schlittschuhlaufen dürfen; sie war zart und ein wenig [29] kränklich, und der Arzt hatte ihr möglichst viel Bewegung im Freien verordnet.

Zu Tische gab es heute ein Lieblingsgericht der Kinder, das der Mutter besonders gelungen war. Wie wird das den hungrigen Magen schmecken!

Da stürmten Fritz und Arnulf auch schon über die Straße dem Hause zu. Fritz, der nie vergaß, nach den Hyacinthenfenstern, hinter denen die Mutter saß, emporzuschauen, schwenkte freudig die blaue Mütze zum Gruße. Dann blickte auch Arnulf auf, und sein ganzes gutes, rotbäckiges Gesicht lachte. Nun fehlte nur noch die Trude.

Da kam sie, die Schlittschuher in der Hand schlenkernd, langsam mit verdrossenem Gesicht um die Ecke. Nun, dachte die Mutter, was stimmt denn da nicht? – Trudchen war vor einer Stunde doch so vergnügt im neuen, dunkelroten Samtkäppchen davongesprungen. Besorgt nahm die

Mutter ihr kleines Mädel an der Tür in Empfang. Aber Trudchen hatte eine ganz abscheuliche Laune. Sie gab auf die freundlichen Fragen, ob ihr wohl sei, ein mürrisches »Ja« zur Antwort, und auf die Frage, ob sie gefallen sei und sich weh getan habe, ein kurzes, unhöfliches »Nein«; dann warf sie die Schlittschuhe in die Flurecke, als wollte sie die armen Dinger für eine große Missetat strafen.

Von dem lieben Gesichte der Mutter war aller Sonnenschein gewichen. Sie hatte sich heute so besonders auf ihre Lieblinge gefreut, und nun mußte sie schelten, statt mit ihnen froh zu sein. Ja, wenn das Schelten nur geholfen hätte! Aber Trudchens Gesicht wurde immer trüber; mürrisch saß sie bei Tische vor [30] dem schönen, lustig dampfenden Gerichte, und statt sie aufzuessen, salzte sie sich die leckere Speise auf einmal mit ein paar Tränen.

»Nun ist's aber genug!« gebot die Mutter ernst. »Sage sofort freundlich, was dir ist, oder geh vom Tisch!«

Da kam es unter heißem, trotzigem Schluchzen heraus: »Die Schlittschuhe – – die alten, gräßlichen Schlittschuhe, die ich tragen muß! Lucy Wilken hat mich ausgelacht, und die andern lachten alle mit. Kein Kind hat solche altmodische, schlechte Dinger mit Riemen und Kappen, nur ich muß sie tragen. Ich hab' immer lauter so alte Sachen, daß ich mich schämen muß. Aber nie wieder geh' ich mit den Dingen auf die Eisbahn. Ich habe mir zu Weihnachten so sehr ein Paar neue Schlittschuhe gewünscht. Warum hab' ich keine bekommen?«

Die Mutter war bleich geworden. »Weil ich dir nicht alle Wünsche erfüllen kann, mein Kind! – Du wünschtest dir eine rote Kappe und ein neues Kleid und Bilderbücher und so sehr viele Dinge. Aber alles das kostet viel Geld, und euer lieber Vater ist bei Gott, und ich habe allein für euch zu sorgen. Ihr wißt selbst«, – ihre liebe Stimme wurde leiser und sehr traurig, – »daß es mir manchmal nicht leicht wird.«

»Ja, das wissen wir, du gute, gute Mutter!« rief Fritz und griff zärtlich nach der Mutter Hand. Arnulf nickte ihr treu-

herzig zu: »Warte nur, Mütterchen, wenn ich groß bin und ein Schiff habe und viel Geld verdiene – –«

»Siehst du nicht ein, Trudchen, daß deine Klagen [31] ein sehr großes Unrecht sind?« wandte die Mutter sich an ihr schweigendes Töchterchen.

Trudchen murmelte etwas, was niemand verstand. Der Spott der Freundinnen hatte ihr Herz mit Trotz und Bitterkeit erfüllt; die rührenden Worte der Mutter fanden noch keinen Widerhall.

»Sei nicht so unausstehlich und ärgere die Mutter nicht, Trude!« mahnte nun Fritz. »Nachmittag gehe ich mit dir auf die Bahn und laufe mit dir. Da soll einmal jemand kommen und dich auslachen!«

»Ja, fein!« rief Arnulf. »Heute ist ja Sonnabend. Da laufen wir alle drei!«

Trudchens Augen füllten sich nun wieder mit Tränen. »In den alten Dingen laufe ich nicht!« rief sie heftig. »Nie mehr, nie im Leben mehr. Ihr wisset nicht, was das heißt, sich immer schämen zu müssen! Ich will mich nicht immer schämen!«

»So?« sagte die Mutter. »Wirklich nicht, Trudchen? Weißt du auch, daß du dich *in diesem Augenblicke* schämen müßtest wie nie im Leben? Seine Mutter ärgern und kränken, eitel, trotzig, hoffärtig sein, – das sind Dinge, deren wir uns schämen müssen. Alte oder neue Schlittschuhe – du lieber Gott, das ist ja im Grunde völlig gleich. Deine Freundinnen lachen, meinen's aber nicht böse und hören bald wieder auf. Und wenn sie nicht aufhörten, müßten *sie* sich schämen.«

Die Mutter sprach noch viel mehr in ihrer sanften, freundlichen Weise. Sie wußte, daß in Trudchens Herzen unter dem bösen Eigensinn ein gar warmer Quell der Liebe und Güte schlief, und sie wollte diesen Quell jetzt so gern wecken; sie wollte so gern, daß Trudchen, [32] wie es so oft schon geschehen, plötzlich mit ausgebreiteten Armen auf sie zukomme und schluchzend rufe: »Es tut mir leid, sei mir nicht böse, gute Mutter!«

Aber jener Quell war heute wie erfroren. Trudchen wußte genau, daß sie die Mutter kränkte; sie wußte, daß die Mutter ihren Kindern zuliebe tat, was sie konnte, und wie anstrengend die Gesangstunden waren, die sie gab, um Geld für die Erziehung ihrer Kinder zu verdienen. Der Vater war Kapitän gewesen und war im Sturm auf der See verunglückt. Solange er lebte, hatte die Mutter sich nicht mühen und plagen dürfen; er hatte ihr das Leben so schön und leicht gemacht wie nur möglich.

Die Kinder wußten das alles, und Trudchen so gut wie die andern. Sie liebte die Mutter von ganzem Herzen, nur ihr Eigensinn und ihr Eigennutz waren oft größer als ihre Liebe, und diese beiden ließen jetzt keinen andern Gedanken aufkommen als den: Neue Schlittschuhe! Neue Schlittschuhe!

Das Mittagessen ging traurig zu Ende. Die Mutter aß wenig und Trude fast nichts. [. . .]

[34] Trude hatte schon oft im Nebenzimmer gegessen, wenn die Mutter Unterricht gab, aber so still und so allein wie heute vielleicht noch nie. Ihr Herz war bewegt von Unruhe und stiller Scham, und deshalb klang ihr wohl jedes Lied, das die Mutter dem jungen Mädchen vorsang, so eigentümlich rührend. Wie viel Mühe die Mutter sich gab! Wie freundlich und unermüdlich sie der Schülerin ihre Fehler verwies, und wie gütig sie immer wieder zeigte, wie es richtig war! Wie liebenswürdig sie sprach, während ihr Herz doch gewiß recht traurig war! Trudchen hatte sich das alles nie so überlegt wie heute.

Als Fräulein Elbeck gegangen war, wäre Trude der Mutter gern gleich um den Hals geflogen. Aber während sie noch zögerte, kam die Mutter selbst ins Zimmer, freundlich und ruhig, als wäre nichts geschehen. »Zieh dich an, Trude«, sagte sie sanft, »recht schnell, solange es noch ein wenig hell ist.«

Trude sah erstaunt auf. »Wollen wir ausgehen?« fragte sie scheu.

»Ja«, entgegnete die Mutter ruhig, »du sollst ein Paar neue Schlittschuhe haben.«

Trude traute ihren Ohren nicht. Eine tiefe Beschämung wollte sie erst packen, aber dann spürte sie doch nur die große, große Freude, ihren heißen Wunsch erfüllt zu sehen. »Die Mutter kann's also doch! Ich dachte mir's ja gleich«, jubelte ihr Herz.

[35] Sie wollte der Mutter mit Küssen und Umarmung danken, aber diese wehrte ruhig alles ab. »Spute dich nur«, sagte sie ernst und leise; »ich habe heute nicht viel Zeit.«

Still wandelten dann beide ihres Weges. In der großen, feinen Eisenhandlung am Markte, an deren Fenstern Trude so oft mit sehnsüchtigen Blicken gestanden und mit den blanken Schlittschuhen geliebäugelt hatte, kehrte die Mutter mit ihrem Töchterchen ein. Sie handelte und überlegte nicht lange, wie sie es wohl sonst bei ihren Einkäufen tat, sondern forderte gleich ein bestimmtes Paar feine, vernickelte Schlittschuhe, – »die für fünf Mark da oben«, sagte sie, genau so, als habe sie sich über Schlittschuhe und Schlittschuhpreise schon einmal ganz eingehend hier erkundigt.

An ein Paar so wunderfeine hatte Trude wirklich nicht gedacht! Aber der Verkäufer meinte, die hielten nun auch viele Jahre und könnten viel benutzt werden, und die Mutter meinte, das sei eben recht.

Es war seltsam. Wenn die Mutter ihren Kindern sonst eine Freude bereitetete, so war sie selbst immer die Allervergnügteste. Aber heute blieb sie trotz des lauten Jubels, den Trude äußerte, merkwürdig nachdenklich und still. Ihr Blick haftete hier und da so forschend und aufmerksam auf des Kindes Gesicht, als wollte er bis in dessen Seele dringen. Mehrmals seufzte sie sogar leise. Dann wurde es Trude immer so beklommen zu Mute, als habe sie ihre Freude gestohlen, als dürfe sie eigentlich nicht jubeln und sich nicht freuen. Sie fühlte, wie wenig sie der Mutter Güte verdient hatte. Und doch war der Gedanke, morgen auf der blanken [36] Eis-

bahn mit den neuen Schlittschuhen zu erscheinen, so entzückend. Sie lief so gut, besser als die Freundinnen alle. Wenn nur diese stille Reue, dieser leise Druck im Herzen nicht gewesen wäre, dieses Mahnen: Schämt dich! Du hast es erzwungen! »Aber wenn die Mutter das Geld nicht übrig gehabt hätte, so würde sie mir die Schuhe doch nicht gekauft haben«, tröstete Trude sich selbst. Sie wollte den neuen Besitz gleich ihrer Freundin Elsbeth zeigen, die im Nachbarhause wohnte. So ging die Mutter allein voraus. Aber Elsbeth war nicht zu Hause. Trude kehrte daher bald nach der Mutter heim. Das Mädchen scheuerte gerade den Flur, dessen Türe offen stand, so daß sie ohne zu klingeln in die Wohnung kam. Sie setzte sich in die Wohnstube ans Fenster und sah in tiefen Gedanken auf die Straße hinaus. Die Mutter spielte nebenan im Halbdunkel leise auf dem Klavier fremde Melodien, die Trude noch nie von ihr gehört hatte.

Da klang draußen die Klingel, und als das Dienstmädchen geöffnet hatte, trat Tante Henny, der Mutter jüngere Schwester, rasch und lebhaft in das Zimmer, in dem die Mutter saß.

»Da sitzt sie nun und spielt im Dunkeln, statt sich anzuziehen!« rief sie mit ihrer hellen Stimme lustig scheltend. »Flink, flink, Hanna, kleide dich an, um sieben Uhr beginnt ja schon die Oper.«

Trudchen hörte, wie die Mutter aufstand und das Klavier schloß.

»Vor allen Dingen guten Tag, liebes Herz«, sagte sie ruhig und freundlich. »Und dann: sei mir nicht böse! Du hast leider vergeblich den weiten Umweg [37] gemacht, um mich abzuholen, ich habe mich anders besonnen, ich kann heute nicht mitgehen.«

Henny stieß einen Schrei ärgerlicher Überraschung aus. »Was? Du kannst nicht? Weshalb nicht in aller Welt? Seit Jahren hast du dir gewünscht, den ›Tannhäuser‹ wieder ein-

mal zu hören, weil es die erste Oper war, die du mit deinem Manne zusammen besucht hast. Gestern warst du ja fest entschlossen.«

»Ja gestern«, sagte die Mutter sanft. »Von gestern bis heute ändert sich aber manches; das wirst du auch noch erfahren, meine Schwester.«

»Was hat sich denn geändert? So rede doch!« fragte Henny ganz ängstlich.

Die Mutter lachte ein wenig. »Nichts Großes, Schatz!« beruhigte sie. »Nur der Zustand meiner Kasse. Ich hatte gestern fünf Mark für die Karte übrig, heute habe ich sie nicht mehr. Es kommen eben manchmal unvorhergesehene Auslagen.«

Henny seufzte tief und schwer. »Ach, zu schade! zu schade!« sagte sie. »Könnte ich dir doch wenigstens meine Karte schenken. Aber ich habe sie von Stadtrat Ritters erhalten und muß nun mit diesen gehen. Vergnügen werde ich nicht haben, weil ich immer an dich denken muß.«

Da wurde die Mutter auf einmal ganz heiter. »Das wäre noch schöner, Liebling«, rief sie lebhaft; »denkst du, ich sei traurig wegen dieser kleinen Entbehrung?«

»Du warst wohl ein Jahr lang nicht im Theater«, warf Henny betrübt ein.

»Das große Unglück!« scherzte die Mutter. »Weißt [38] du, Henny, wenn man drei Kinder hat, so ist man froh und glücklich, wenn die gesund und brav sind, und lernt leicht auf ein Vergnügen verzichten.«

»Und gesund und brav sind deine Musterkinder ja wohl immer?« neckte nun Tante Henny.

Trude zitterte, daß nun die Tante deren Unart erfahren werde. Aber nichts Ähnliches geschah.

»Die Jungen sind fleißig und kerngesund, nun, und Trude ist jetzt ein bißchen schwächlich, aber wenn sie sich viel in der Luft bewegt, schlittschuhläuft z. B., und dazu kräftig und tüchtig ißt, so wird es bald besser werden, wie der Doktor meint.«

Tante Henny schwieg lange still. »Gewiß hast du Trude wieder irgend etwas Stärkendes angeschafft und entbehrst nun das Theater«, sagte sie dann. »Du bist ein Engel! Viel, viel zu gut!«

»Bst, bst!« mahnte die Mutter.

Dann küßten sich die Schwestern, und Tante Henny ging.

»Also das war es!« dachte Trude bewegt. »Ihr Theatervergügen, auf das sie sich so sehr gefreut, hat sie mir geopfert!« Ganz zerknirscht saß die Kleine im Dunkeln da. Ihre Wangen brannten, so schämte sie sich. Aber der Trotz war dabei doch noch immer nicht ganz verflogen.

»Der Doktor hat es ja gesagt, daß ich schlittschuhlaufen soll. Es ist also gar nicht einmal zu meinem Vergnügen«, dachte sie. Und damit beschwichtigte sie ihr lautklopfendes, reuiges Herz. Die blanken Schlittschuhe schimmerten aus der Zimmerecke silberhell durch die Dämmerung zu ihr her; wenn sie an den nächsten [39] Morgen dachte, so gab es ihr förmlich einen Stich vor Freude. Und diese Freude wollte sie sich nicht verderben lassen.

Als die Brüder kamen, war die Verwunderung über die herrlichen neuen Schlittschuhe groß.

»Seht ihr!« sagte Trude triumphierend.

»Du kannst dich freuen«, meinte Arnulf, die blanken, feinen Eisen genau betrachtend und mit dem Finger beführend.

»Ich freu' mich aber auch!« sagte Trude. Es sollte munter und lustig klingen, aber es kam merkwürdig kleinlaut heraus. Die rechte Freude war es nicht, die ihr Herz erfüllte, nur ein eitles Verlangen, sich vor den Freundinnen zu zeigen, Staat zu machen, bewundert zu werden. Und neben all diesen eitlen Wünschen war ein so eigener leiser Schmerz in ihrer Brust. So seltsam wie heute abend war die Mutter noch nie zu ihr gewesen. Sie sah sie immer an, als erwarte sie etwas von ihr. Und zum erstenmal im Leben fühlte das Kind sich scheu, fast fremd der gegenüber, vor der ihr Herz sonst frei und offen lag.

Trude schlief schlecht und träumte viele häßliche, beängstigende Dinge in dieser Nacht. Sie meinte, mit den neuen Schlittschuhen auf dem Eise zu stehen, aber das Eis war so seltsam glatt, daß sie sich nicht im Gleichgewichte halten und nicht vorwärts kommen konnte und in Todesangst nach dem Ufer sah. Dort stand die Mutter, aber der Teich dehnte sich immer mehr, immer mehr, so daß sie dieselbe kaum mehr erkannte. Eine heiße Angst ergriff sie, und als sie endlich glücklich erwachte, begann mit dem Wiedereinschlafen bald ein [40] neuer, ebenso ängstlicher Traum. Es klopfte etwas, erst am Fenster, dann an der Schlafstubentür, dann gar an ihrem Bett, erst leise, dann lauter und immer rascher, immer rascher. Sie wollte nachsehen, was es sei, und konnte sich doch nicht rühren, sie lag steif und starr, und jetzt klopfte es gar an ihr Herz. — — —

»Trude, wimmre doch nicht so! Wach auf, es regnet!« rief da auf einmal Arnulfs helle, kräftige Stimme ins Zimmer hinein. Rasch richtete Trude sich im Bette auf und sah sich verwundert um. Es war heller Tag, der Mutter Bett stand bereits leer, und wirklich, an die Fensterscheiben klopfen die großen Regentropfen; es war über Nacht Tauwetter gekommen, und der Regen ergoß sich in Strömen vom Himmel auf die Erde nieder.

»Mit dem Schlittschuhlaufen ist es nichts!« verkündigten die Jungen.

Da war Trude schnell wie außer sich aus dem Bett gesprungen.

Nein, das konnte ja nicht sein, das war unmöglich!

»Es wird noch gehen, es muß noch gehen!« rief sie erregt.

»Ich habe mich so darauf gefreut! Und ich gehe doch nach der Eisbahn, der Regen wird schon aufhören!«

»Der Regen läßt jetzt schon nach!« berichtete Fritz. »Aber die Schlittschuhbahn such' dir mal! Ich glaube, du kannst sie lange suchen. Bleib zu Haus, Trude!«

»Nein, ich gehe!« rief Trude schluchzend.

»Laßt sie doch gehen«, mahnte die Mutter ruhig vom Nebenzimmer aus. »Nur das neue Käppchen setze nicht auf! Und nimm den Schirm mit!« [41]

In einer Viertelstunde stand Trude zum Ausgehen bereit. Die Mutter hatte ihr freundlich und gütig beim Anziehen geholfen, und als die Kleine ihr scheu und zaghaft die Hand beim Adieusagen gab, strich sie ihr liebevoll über die Wangen.

»Adieu, liebes Kind! Ich bleibe zu Haus. Wenn du wiederkommst, wirst du mir gewiß manches zu sagen haben.« Das klang so weich, so liebevoll, daß es dem Kinde ganz eigen zu Herzen ging. In bewegter Stimmung trat Trude aus dem Hause auf die Straße. Da schlug ihr die Luft so lau, so lenzhaft entgegen. Wasser rann von den Dächern, und die Straße, die gestern fest und hart und trocken gewesen, war jetzt naß, voll Pfützen und rinnender Bäche, in die der Regen noch immer, wenn auch viel sanfter als vorhin, herniederplätscherte.

Trude rannte im Sturmschritt die Straße entlang, als könne sie noch gewinnen, noch ein Stückchen Freude und Vergnügen retten, ehe alles zerfloß und zerging. In kaum fünf Minuten stand sie draußen vor der Eisbahn.

Aber welch ein Anblick war das!

Das Tauwetter mußte mit Macht gekommen sein; ein einziger, großer schwarzer See dehnte sich statt der spiegelblanken Eisfläche über die Wiesen. Wie zum Hohn für das eigenwillige Kind rieselten die Regentropfen in die Flut nieder.

»Nun zeige deine neuen Schlittschuhe! Nun mache Staat vor deinen Freundinnen!« schienen die Wässer des Himmels und der Erde zu höhnen. Aber eine ernstere Stimme, die des Gewissens in der eigenen [42] Brust, rief dazwischen: »So kann es gehen, wenn wir etwas erzwingen und ertrotzen!«

Lange, lange stand Trude da und starrte in die Wasserringe, die durch die Regentropfen entstanden. Tausend Gedanken

gingen ihr durch den Sinn, gute, ernste, reuige Gedanken. Es war, als taue es in ihrer Brust, als schmelzen Trotz und Eigenwille dahin in tiefer Scham, in heißen Wünschen nach Besserung. Sie dachte über die sanften Mahnworte, die die Mutter gestern gesprochen hatte, nach, und sie fühlte, wie richtig jedes Wort gewesen, wie klug die Mutter war. Und wie rührend gut! Ach, grenzenlos gut!

Es geschah, daß Trude auf einmal laut weinte. Und schluchzend kam sie nach Hause.

»Armer kleiner Kerl, deine Freude ist dir schön verdorben«, sagte die Mutter, die sie an der Tür empfing. Aber Trude fiel ihr um den Hals und rief: »Liebste Herzensmütterchen, um die Freude ist mir's wahrhaftig nicht. Ich schäme mich nur so und bitte dich von Herzen, mir wieder gut zu sein!«

Die Mutter küßte das verweinte Gesicht und sprach liebe, leise, ernste Worte. Die nasse Trude wurde in ihr warmes Hauskleidchen gehüllt, und dann saßen Mutter und Kind lange zusammen, und Trude hat es nie vergessen, was der gütige, sanfte Muttermund Mahnendes sprach.

Die Jungen wollten das Schwesterchen, das gar so ernst aussah, später trösten. »Warte nur, Herzel, es friert schon wieder!«

Aber Trude sagte: »Nein, es soll gar nicht! Ich verdiene es gar nicht!«

[43] Und seltsam, – obwohl es damals erst Januar war, hat es in jenem Jahre wirklich nicht mehr gefroren. Trude konnte ihre blanken Schlittschuhe erst im nächsten Jahre gebrauchen. Und dann war es eine andere Trude, ein liebes, artiges Kind mit einem Herzen voll Liebe, das von Eitelkeit und Eigensinn wirklich nichts mehr wußte.

RICHARD DEHMEL (Hrsg.)

Der Buntscheck

1904

[44]

Singinens Geschichten.

Ich heiße Singine; ist das nicht ein schöner Name? Ich bin am Ostersonntag vor zehn Jahren geboren; ist das nicht ein schöner Geburtstag? Und weil ich einen so schönen Namen und einen so schönen Geburtstag habe, kann ich gewiß auch so schöne Geschichten erzählen. Das heißt, ich finde die Geschichten schön, und es macht mir Freude, sie auszusprechen. Manchmal passieren sie auch wirklich, und ich erzähle sie bloß wieder. Ich habe keinen Bruder und keine Schwester, die zuhören können; aber Onkel Joachim hat gesagt, ich soll sie aufschreiben, dann werdet *Ihr* sie zu lesen bekommen, ihr vielen Kinder, die ich gar nicht kenne.

Heute bin ich mit dem Windjungen gefahren. Sein Haar war zerzaust, seine Höschchen zerrissen. Er ging barfuß und zog einen Wagen hinter sich her. Ich setzte mich hinein, und nun ging's im Galopp die Chaussee entlang. Der Wagen ratterte, und wir atmeten laut, weil wir sehr schnell fuhren. Plötzlich ging's hoch, in die Bäume. Sachte! sagten die alten Kiefern und schlugen nach uns; wir waren aber schneller und lachten sie aus. Auf dem Felde standen die Ähren; wir fuhren mitten durch. Sie bogen und krümmten sich, es tat ihnen weh, aber Windjunge schrie: ho! durch! und wir fuhren weiter.

Wir sprangen in den See, und die Wasser spritzten um unsern Wagen; die Räder waren ganz tief drin, aber wir fürchteten uns nicht. Windjunge schlug mit seiner Peitsche auf die Wellen, daß sie vor Wut schäumten; sie konnten uns aber nichts anhaben. Hui, flogen wir durch das Wasser! Ein



paar Möwen kreischten laut auf; sie freuten sich gewiß über den wilden Jungen. Ich lachte, und meine Haare flogen so wild wie die Möwen. Hei, ging's in den Sandberg am Ufer! der plusterte und stöberte! Die kleinen Käferchen duckten sich, als der Wagen ankam, und lagen still am Boden. Die Blütenblätter der wilden Rosen sprangen von den Zweigen und tanzten wie Schmetterlinge vor uns her. Herrlich! wir schüttelten uns vor Freude! – Windjunge, sagte ich, jetzt muß ich aber nach Hause; es war sehr schön, und ich will wohl wieder mit dir fahren. Er nickte, und so lief ich ihm weg; mit zerrissenem Rock und offenen Haaren kam ich zum Mittagbrot nach Hause.

Wie siehst du denn aus, Singine? sagte meine Mutter. Aber sie schalt nicht. Wir haben uns sehr lieb, meine Mutter und ich.

[45] Gestern freute ich mich sehr; Förster Fröhlich kam mit Erich und Marie zu Besuch. Erst gab's Kaffee mit frischen Waffeln, und dann spielten wir Versteck auf dem Hof, und Brückenmännchen; das war lustig. Später gingen wir auf die Wiese und machten Kränze aus Gänseblümchen und lange Ketten von Nußblättern; damit putzten wir unsre Haare und Kleider. Aber ich sagte, das Spiel müßte hübscher sein, wenn wir nackend wären; und so liefen wir hinter das Gartenhaus, wo niemand uns sehn konnte, und zogen uns aus.

Unsre Kränze hingen wir um den Hals und die Schultern, und gingen in der Sonne spazieren. Wir spielten alte Griechen. Erich war der Paris und sollte der Schönsten einen Apfel schenken. Er fand uns aber alle beide am schönsten, und aß den Apfel selber auf; da mußten wir sehr lachen. Plötzlich kam meine Mutter. Sie sah ganz erschrocken und zornig aus. Sie fragte, ob wir uns nicht schämten; wir wären alt genug dazu. Die kleine Marie fing an zu weinen, und wir suchten schnell unsre Kleider.

Ich war fast böse auf meine Mutter. So schrecklich unartig waren wir doch gar nicht gewesen. Und geschämt hatte ich mich eigentlich auch nicht. Das tue ich bloß, wenn mich einer sehr lobt, oder wenn ich was Dummes gemacht habe. Und Mutter fragt mich doch nie, ob ich mich schäme, wenn ich in der Badewanne sitze und sie mich abseift. Und da bin ich doch auch nackt. Und das Spiel war so lustig gewesen, und die Nußblätter sahen so frisch aus auf der weißen Haut. Bloß ein bißchen bange war mir gewesen. Ob Mutter vielleicht doch recht gehabt hat? –

[46] Unsre Kuh Bleß hat ein Kälbchen bekommen. In der Nacht habe ich sie brüllen gehört, und als ich heut Morgen auf den Hof kam, da winkte mir Line in den Stall. Da kniete ein magres kleines Kälbchen, und die Kuh leckte es. Wo ist das Kälbchen hergekommen? fragte ich. Line lachte und sagte, das ginge mich nichts an. Da lief ich zu Vater Steffens und fragte den. Der sagte: »Du weißt doch, wie die Hühner Eier legen? Nun, grade so legen die Kühe gleich die lebendigen Kälbchen!« – Steffens, sagte ich, werden die kleinen Kinder auch gelegt? – »I, du dummes Gör! du weißt doch, daß die der Storch bringt; und so unnütze wie dich bringt die wilde Katze!« – Ich wußte aber, daß der alte Steffens gelogen hatte, denn bei uns gibt's gar keine Störche und immer kommen kleine Kinder; und da lief ich zu meinem Vater. Der saß in der Laube beim Kaffeetrinken. Vati, bitte, sag mir: wo kommen die kleinen Kinder her? Da hat mir Vater ein sehr schönes Märchen erzählt, und ich habe ihn nun noch viel lieber und Mutter auch. Und das Märchen weiß ich ganz und gar auswendig:

Wenn Eltern sich lieb haben, sendet Gott ihnen manchmal zwei gute Geister, den Engel der Fruchtbarkeit und die Fee des Gedeihens. Der Engel der Fruchtbarkeit wohnt im Vater, die Fee des Gedeihens in der Mutter, und beide sehnen sich nach einander. Und der Engel der Fruchtbarkeit senkt

einen Keim tief in den Schoß der Mutter hinein, so tief, daß weder Luft noch Sonne ihn trifft; aber die Fee des Gedeihens pflegt ihn und schützt ihn, sodaß er Luft und Sonne nicht braucht. Der Engel der Fruchtbarkeit kehrt zurück zu Gott; die Fee aber bleibt noch und hütet den Keim. Der Keim wächst wie die Blume im Erdboden, wächst und gedeiht und wird ein kleiner Mensch. Und an dem Tage, da er seine Augen aufschlagen will, um endlich doch die Sonne zu sehen, trägt ihn die Fee des Gedeihens aus dem Mutterleib hinaus in die Welt; dann kehrt auch sie zu Gott zurück. An dem Tage sagen wir: es ist ein Mensch geboren, Singinel! Begreifst du das, mein liebes Kind? – Ich gab meinem Vater einen Kuß und faltete die Hände, mir war ganz heilig. Dann lief ich rasch zu meiner Mutter; und als ich ihr das Märchen erzählte, hat sie mich auf den Schoß genommen, wie früher, als ich noch klein war.

[Paula Dehmel]

AGNES SAPPER

Die Familie Pfäßling

1907; 81.–90. Tsd. 1919

[9] Ihr wollt die Familie Pfäßling kennen lernen? Da muß ich euch weit hinausführen bis ans Ende einer größeren süddeutschen Stadt, hinaus in die äußere Frühlingsstraße. Wir kommen ganz nahe an die Infanteriekaserne, sehen den umzäunten Kasernenhof und Exerzierplatz. Aber vor diesem, etwas zurück von der Straße, steht noch ein letztes Haus und dieses geht uns an. Es gehört dem Schreiner Hartwig, bei dem der Musiklehrer Pfäßling mit seiner großen Familie in Miete wohnt.

Um das Haus herum, bis an den Kasernenhof, erstreckt sich ein Lagerplatz für Balken und Bretter, auf denen Knaben und Mädchen fröhlich herumklettern, turnen und schaukeln. Meistens sind es junge Pfäßlinge, die da ihr Wesen treiben, manchmal sind es auch ihre Kameraden; aber der eine Kleine, den man täglich auf den obersten Brettern sitzen und dabei die Ziehharmonika spielen sieht, das ist sicher kein anderer als Frieder Pfäßling.

Um die Zeit, da unsere Geschichte beginnt, ist übrigens der Hof verlassen und niemand auf dem weiten Platz zu sehen. Heute ist, nach den langen Sommer-[10]ferien, wieder der erste Schultag. Der Musiklehrer Pfäßling, der schlanke Mann, der noch immer ganz jugendlich aussieht, war schon frühzeitig mit langen Schritten den gewohnten Weg nach der Musikschule gegangen, um dort Unterricht zu geben. Sechs von seinen sieben Kindern hatten zum erstenmal wieder ihre Bücher und Hefte zusammengesucht und sich auf den Schulweg gemacht. Die lange Frühlingsstraße mußten sie alle hinunterwandern, aber dann trennten sich die Wege; die drei ältesten suchten weit drinnen in der Stadt das alte Gymnasiumsgebäude auf, die zwei Schwestern hatten schon etwas näher in die Töchterschule und Frieder, der noch in die Volksschule ging, hätte sein Ziel am schnellsten erreichen können, aber das kleine runde Kerlchen pflegte in Gedanken verloren dahinzugehen und sich mehr Zeit zu lassen als die andern.

Im Hause Pfäßling war nach dem lauten Abgang der sieben Familienmitglieder eine ungewohnte Stille eingetreten. Es blieb nur noch die Mutter zurück, und Elschen, das jüngste niedliche Töchterchen, sowie die treue Walburg, die in der Küche wirtschaftete. Frau Pfäßling atmete auf, die Stille tat ihr wohl. Was war das für ein Sturm gewesen, bis der letzte die Türe hinter sich zugemacht hatte, und was für eine Unruhe all die Ferienwochen hindurch! Während sie ordnend und räumend von einem Zimmer ins andere ging, war ihr ganz festiglich zumute. Sie war von Natur eine stille, nach-

denkliche Frau und gern in Gedanken versunken, aber das Leben hatte sie als Mittel-[11]punkt in einen großen Familienkreis gestellt, und es drehten sich lauter lebhaft, plaudernde, fragende, musizierende Menschen um sie herum.

[...]

[68] Frieder [...] klang heute immer der Adventschoral im Ohr: »Wie soll ich dich empfangen«, er mußte ihn herausbringen. Er fing an zu spielen, und als er merkte, daß ungnädige Blicke auf seine Ziehharmonika fielen, zog er sich hinaus in die Küche, wo Walburg saß und in ihrem Gesangbuch las. Sie hörte diese Töne, und da sie sich in ihrer Taubheit über alles freute, was bis an ihr Ohr drang, schob sie ihm den Schemel hin, zum Zeichen, daß er sich bei ihr niederlassen sollte. So kam die Adventsstimmung bis in die Küche.

Am nächsten Tag mußten freilich die Weihnachtsgedanken wieder in den Hintergrund treten, denn in die Schule paßten sie nicht. Nur Frieder wollte sie auch dorthin bringen; was Remboldt ihm einmal gesagt, hatte er nicht vergessen, er wollte seine Harmonika mit in die Schule nehmen und dort den Adventschoral vorspielen. Die Mutter hörte es und wunderte sich: Er hatte sich noch nie zeigen oder vordrängen wollen mit seiner Kunst, nun kam ihm doch die Lust, sich hören zu lassen. Sie mochte es ihm nicht verbieten, aber es war ihr fremd an ihrem kleinen, bescheidenen Frieder. So zog er mit seiner großen Harmonika in der Hand, den Schulranzen auf dem Rücken, durch die Frühlingsstraße.

[69] Freilich, als er sah, welches Aufsehen es bei den Schulkameraden machte, bereute er es fast. Er hatte seine Harmonika verbergen wollen bis zu der großen Pause um 10 Uhr, wo die Lehrer ihre Klassenzimmer verließen und die Schüler sich in dem weiten Schulhof zerstreuten. Aber es ging nicht so.

Der Lehrer war kaum in das Schulzimmer getreten, so riefen ihm auch schon ein paar kecke Bürschchen zu: »Der

Pfäßling hat seine Ziehharmonika mitgebracht.« Da verlangte er sie zu sehen und fragte, ob Frieder denn mit dem großen Instrument zurechtkäme. Nun stießen ihn die Kameraden von allen Seiten: »Spiel doch, gelt, du kannst es nicht? Spiel doch etwas vor!« Darauf spielte Frieder seinen Adventschoral, vergaß seine vielen Zuhörer, vergaß die Schulzeit und sagte, nachdem er fertig war: »Jetzt kommt: Wachtet auf, ruft uns die Stimme.«

Der Lehrer ließ ihn gewähren, denn er sah, wie gern ihm alle zuhörten und wie der kleine Musiker ganz und gar bei seinen Liedern war. »Hast du das bei deinem Vater gelernt?« fragte er ihn jetzt. »Nein«, sagte Frieder, »Harmonika muß man nicht lernen, das geht von selbst.«

»Das geht vielleicht bei euch Pfäßlingen von selbst, aber bei anderen nicht. Was meinst du«, sagte er zu dem, der am nächsten stand, »könntest du das auch?« »O ja«, sagte der, »da darf man nur auf- und zuziehen.« »Du wirst dich wundern, wenn du es versuchst!« entgegnete der Lehrer, »aber jetzt: auf eure Plätze.«

[70] Um 10 Uhr, in einer Ecke des Schulhofs, wurde Frieder umringt und mußte spielen. Es kamen auch größere Schüler von anderen Klassen herbei und die wollten nicht nur hören, die wollten es auch versuchen. Die Harmonika ging von Hand zu Hand. Sie zogen daran mit Unverstand, einer riß sie dem andern mit Gewalt weg, und der sie nun hatte, der sagte: »Sie geht ja gar nicht, ich glaube, sie ist zerplatzt.« Da bekam sie Frieder zurück, und als er sie ansah, wurde er blaß, und als er sie zog, gab sie keinen einzigen Ton mehr. Da wurden sie alle still und sahen betroffen auf den kleinen Musikanten.

»Wer hat's getan?« hieß es nun. Die Frage ging von einem zum andern und wurde zum Streit, aber Frieder kümmerte sich nicht darum, er verwandte keinen Blick von seiner Harmonika, er strich mit der Hand über sie, er drückte sie zärtlich an sich, er versuchte noch einmal einen Zug, aber er

wußte es ja schon vorher, daß ihre Stimme erloschen war und nimmer zum Leben zu erwecken.

Nach der Schule lief er all seinen Kameraden, die ihn teilnehmend oder neugierig umgaben, davon, er mochte nichts hören und nichts sehen von ihnen. Er trug seine Harmonika im Arm, lief durch die lange Frühlingsstraße nach Hause, rief die Mutter und drückte sich bitterlich weinend an sie mit dem lauten Ausruf: »Sie ist tot!«

Eine ganze Woche schlich Frieder ruhelos im Hause umher wie ein Heimatloser. Immer fehlte ihm etwas, oft sah er auf seine leeren Hände, bewegte sie wie zum [71] Ziehen der Harmonika und ließ sie dann ganz enttäuscht sinken. Das bitterste an seinem Schmerz war aber die Reue. Er selbst hatte ja seine Freundin den bösen Buben ausgeliefert. Hätte er sie in der Stille für sich behalten und nicht mit ihr Ruhm ernten wollen, so wäre sie noch lange am Leben geblieben. Dagegen half kein Trost, nicht einmal die Vermutung der Geschwister, daß er vielleicht eine neue Harmonika zu Weihnachten bekommen würde.

[...]

[101] Wie war für Frau Pfäßling dieser Vormittag daheim so lang und so peinlich! [...] Gestern hatte sie in fröhlicher Stimmung alles vorbereitet für das Weihnachtsgeschenk, heute hätte sie es am liebsten ganz beiseite gestellt, alle Lust war dazu weg. Sie mühte sich sonst so gern den ganzen Vormittag im Haushalt und dachte dabei: »Wenn Mann und Kinder heimkommen von fleißiger Arbeit, sollen sie es zu Hause gemütlich finden.« Aber wenn die Kinder nicht ihre Schuldigkeit taten, wenn sie draußen Unfug trieben, sollte man dann daheim Zeit und Geld für sie verwenden?

In dieser Stimmung sah Frau Pfäßling diesen Morgen manches, was ihr nicht gefiel. Im Bubenzimmer lagen Hausschuhe, nur so leichthin unter das Bett geschleudert; häßlich niedergetreten waren sie auch, wie oft hatte sie das schon verboten! Im Wohnzimmer lag ein Brief, den hätten die Kinder mit zum Schalter nehmen sollen, alle sechs hätten sie

ihn sehen müssen, [102] alle sechs hatten ihn liegen lassen, sogar Marianne, die doch als Mädchen allmählich ein wenig selbst daran denken sollten, ob nichts zu besorgen wäre! Das waren lauter Pflichtversäumnisse, und wer daheim die Hausgesetze nicht beachtete, der konnte leicht auch draußen gegen die Ordnung verstoßen. Aber freilich mußte die Mutter ihre Kinder fester dazu anhalten, strenger erziehen, als sie es tat! Sie selbst war schuld.

Elschen, die nicht wußte oder nimmer daran dachte, was die Mutter heute bedrückte, kam in der fröhlichsten Weihnachtsstimmung herbeigesprungen. Walburg hatte sie die Teigschüssel ausscharren lassen. »Mutter«, rief die Kleine, »die Backröhre ist schon geheizt!« Aber die Mutter hatte heute einen unglückseligen Blick. An dem ganzen kleinen Liebling sah sie nichts als drei Streifen, Spuren von Teig an der Schürze.

»Else, dahin hast du deine Finger gewischt«, sagte sie mit ungewohnter Strenge, »gestern erst habe ich dir gesagt, du sollst deine Hände waschen und nicht an die Schürze wischen«, und sie patschte fest auf die kleinen Hände. Das Kind zog leise weinend ab, und die Mutter sagte sich vorwurfsvoll: »Deine Kinder sind alle unfolgsam!«

[...]

[130] »Legt mir alle sechs Zeugnishefte aufgeschlagen auf meinen Tisch, ich will sie sehen!«

Das gab nun eine Aufregung in der jungen Gesellschaft! »Die Zeugnisse müssen her, der Vater will sie sehen!« flüsterste eines dem andern zu. »Warum denn, warum?« Niemand wußte Antwort, aber jetzt half keine List mehr, Marie mußte die Heftchen hervorholen aus ihrem sichern Versteck und sie hinübertragen in des Vaters Zimmer.

»Ich habe das deinige ein wenig versteckt«, sagte [131] sie zu Wilhelm, als sie wieder herüberkam, »vielleicht übersieht es der Vater.« Herr Pfäßling kannte seine Kinder viel zu gut, als daß er ihre kleine List mit der guten Durchschnittsnote nicht

durchschaut hätte. »Irgend etwas ist sicher nicht in Ordnung«, sagte er sich, »gewiß sind ein paar mißliche Dreier da, oder eine schlechte Bemerkung über das Betragen.« Er überblickte die kleine Ausstellung auf seinem Tisch. Da lag zuvorderst Karls Zeugnisheft. Dies hielt sich so ziemlich gleich, jahraus, jahrein, nie vorzüglich, immer gut. Es gab das Bild eines gewissenhaften Schülers, aber nicht eines großen Sprachgelehrten.

Dann Otto. In den meisten Fächern I. So einen konnte man freilich gut brauchen, wenn sich's um eine Durchschnittsnote handelte, der konnte viele Sünden anderer wieder gut machen.

Maries Heftchen zeigte die größte Verschiedenheit in den Noten. Wo die Geschicklichkeit der Hand in Betracht kam und der praktische Sinn, da war sie vorzüglich, in Handarbeit, Schönschreiben, Zeichnen, da tat sie sich hervor, aber bei der rein geistigen Arbeit war selten eine gute Note zu sehen. Und von Anne konnte man das auch nicht erwarten, denn sie war von der Natur ein wenig verkürzt, das Lernen fiel ihr schwer, ohne Maries Hilfe wäre sie wohl nicht mit ihrer Klasse fortgekommen; aber die Lehrer und Lehrerinnen hatten sich längst darein gefunden, bei diesen Zwillingsschwestern das gemeinsame Arbeiten zu gestatten und die Marianne als ein Ganzes zu betrachten. So schlugen [132] sie sich schlecht und recht miteinander durch und unter Annes Noten glänzten doch immer zwei I., durch alle Schuljahre hindurch: im Singen und im Betragen.

Bis jetzt hatte Herr Pfäffling noch nichts Neues oder Besonderes entdecken können und nun hielt er Frieders Zeugnis in der Hand und staunte. Was für gute Noten hatte sich der kleine Kerl diesmal erworben! Fast in jedem Fach besser als früher und in einer Bemerkung des Lehrers waren seine Fortschritte und sein Fleiß besonders anerkannt! Wie kam das nur? Es mußte wohl mit der Harmonika zusammenhängen, die ihm früher alle Gedanken, alle freie Zeit in Anspruch genommen hatte! Herr Pfäffling hatte seine

Freude daran und es kam ihm der Gedanke, seine Kinder seien vielleicht doch nur durch die besseren Zeugnisse auf den Einfall gekommen, eine Durchschnittsnote herauszurechnen. Wieviel Heftchen hatte er schon gesehen? Fünf, eines fehlte noch, Wilhelms Zeugnis, wo war denn das? Ah, hinter den Büchern, hatte es sich wohl zufällig verschoben? Er warf nur einen Blick hinein und die ungewohnte Form der Zahl IV sprang ihm ins Auge. Also das war's! Mathematik IV. Das war stark. Herr Pfäffling lief im Zimmer hin und her. Wie konnte man nur eine so schlechte Note heimbringen! Und wie feig, sie so zu verstecken, und wie dumm, zu meinen, der Vater ließe sich auf diese Weise überlisten! Schlechtere Noten konnte Rudolf Meier auch nicht heimbringen.

Er nahm das Heftchen noch einmal in die Hand. Im ganzen war das Zeugnis etwas besser als die [133] früheren, also Faulheit oder Leichtsinns war es wohl nicht, aber für die Mathematik fehlte das Verständnis.

Eine Weile war Herr Pfäffling auf und ab gegangen, da hörte er jemand an seiner Türe vorbeigehen und öffnete rasch, um Wilhelm zu rufen. Es war Elschen. Als sie den Vater sah, sprang sie auf ihn zu, sah ihm fragend ins Gesicht und sagte dann betrübt: »Vater, du denkst gar nicht daran, daß morgen Weihnachten ist!« und sie schmiegte sich an ihn und folgte ihm in sein Zimmer. Er zog sie freundlich an sich: »Es ist wahr, Elschen, ich habe nicht daran gedacht, es ist gut, daß du mich erinnerst.«

»Die andern denken auch nicht daran«, klagte die Kleine, »sie reden immer nur von ihren Zeugnissen und freuen sich gar nicht.«

»So?« sagte Herr Pfäffling und wurde nachdenklich, »am Tag vor Weihnachten freuen sie sich nicht? Nun, dann schicke sie mir einmal alle sechs herüber, ich will machen, daß sie sich freuen!«

Wie der Wind fuhr die Kleine durch die Zimmer und brachte ihre Geschwister zusammen. Nun standen sie alle

ein wenig ängstlich auf einem Trüppchen dem Vater gegenüber. Es fiel ihm auf, wie sie sich so eng aneinander drückten. Aus diesem Zusammenhalten war auch die Durchschnittsnote hervorgegangen.

»Ihr haltet alle fest zusammen«, sagte er, »das ist ganz recht, nur gegen *mich* dürft ihr euch nicht verbinden, mit List und Verschwiegenheit, das hat ja keinen Sinn! Gegen den *Feind* verbindet man sich, nicht gegen den *Freund*. Habt ihr einen treuern [134] Freund als mich? Halte ich nicht immer zu euch? Wir gehören zusammen, zwischen uns darf nichts treten, auch kein Vierer!«

Da löste sich die Gruppe der Geschwister und in der lebhaften, warmen Art, die Wilhelm von seinem Vater geerbt hatte, warf er sich diesem um den Hals und sagte: »Nein, Vater, ich habe dir nichts verschweigen wollen, nur Weihnachten wollte ich abwarten, damit es uns nicht verdorben wird. Du bist doch auch mit mir auf die Polizei gegangen, nein, vor dir möchte ich nie etwas verheimlichen!«

»Recht so, Wilhelm«, antwortete Herr Pfäffling, »was käme denn auch Gutes dabei heraus? Es ist viel besser, wenn ich alles erfahre, dann kann ich euch helfen, wie auch jetzt mit dieser schlechten Note. Was machen wir, daß sie das nächste Mal besser ausfällt? Nachhilfstunden kann ich euch nicht geben lassen, die sind unerschwinglich teuer, mit *meinen* mathematischen Kenntnissen ist es nicht mehr weit her, aber wie wäre es denn mit dir, Karl? Du bist ja ein guter Mathematiker und hast das alles erst voriges Jahr gelernt, du könntest dich darum annehmen. Jede Woche zwei richtige Nachhilfstunden.« [..]

[135] »So«, sagte Herr Pfäffling, »und jetzt fort mit den Zeugnissen, fort mit den Mathematik-Erinnerungen; Elschen, jetzt ist's bei uns so schön wie in der Sahara, wo es keine Schule gibt! Wer freut sich auf Weihnachten?«

[..]

[279] Drei Tage blieb der Onkel im Haus und beobachtete oft im stillen seine Neffen und Nichten. Er hatten ihnen ein

Spiel mitgebracht, an dem sich alle beteiligen konnten. »Ich will es den Kindern lehren«, sagte er, »die meinigen haben es auch, es ist ein Tischkrocket, ein nettes Spiel, bei dem es nur leider gar zu leicht Streit gibt unter den Spielern.« Sie machten sich mit Eifer daran und trieben es täglich fast mit Leidenschaft. Sie achteten dabei nicht auf den Onkel, der, hinter der Zeitung sitzend, seine Beobachtungen machte. »Wir müssen die zwei Parteien so einteilen, daß die guten und schlechten Spieler gleichmäßig verteilt sind«, sagte Karl. »Nimm du Frieder auf deine Seite, Wilhelm, der ist am ungeschicktesten, und ich will Anne auf meine Partei nehmen, sonst können die nie gewinnen.« So war es allen recht und das Spiel auf seinem Höhepunkt, als Frau Pfäffling hereinkam.

»Kinder«, sagte sie, »Walburg hat wieder kein Holz, laßt euch doch nicht immer mahnen.« Schuldbewußt legten zwei der Spieler ihre Schläger aus der Hand und gingen hinaus. Der Onkel sah aufmerksam [280] hinter seiner Zeitung hervor. Das Wort: »Laßt euch doch nicht mahnen« schien noch weiter zu wirken. »Hat jemand des Vaters Brief auf die Post getragen?« fragte Marie. Niemand meldete sich. »Das könntest du besorgen, Frieder«, sagte die Schwester, »Elschen geht mit dir.« So entfernten sich auch diese beiden. Die andern spielten weiter, Frau Pfäffling setzte sich ein wenig zu ihrem Bruder. Sie sprachen halblaut zusammen. »Es ist rührend«, sagte der Bruder, »wie sich diese Lateinschüler so selbstverständlich zum Holztragen verpflichtet fühlen und ohne Widerspruch das Spiel aufgeben. Das täte meiner nie, wie hast du ihnen das beigebracht?«

»Das bringen die einfachen Verhältnisse ganz von selbst mit sich. Die Kinder sehen, wie Walburg und ich uns plagen und nicht fertig werden, so helfen sie mit.«

»Mir, als dem Juristen, ist wirklich euer kleiner Staat anziehend, denn ich sehe ordentlich, wie aus solcher Familie tüchtige Staatsbürger hervorgehen. Wie die Starken sich da um die Schwachen annehmen, wie sie ihr eigenes Ich dem

allgemeinen Ganzen unterordnen und welche Liebe und widerspruchslosen Gehorsam sie den Eltern als dem Staatsoberhaupt entgegenbringen, wohl in dem Gefühl, daß sonst das ganze Gefüge in Unordnung geriete. Dazu kommt auch noch, daß dein Mann ein so leutseliger Herrscher ist und du bist sein verantwortlicher Minister. [...]»

GUSTAV FALKE

Die gute Kameraden

1908; 9.-11. Tsd. 1911

[12] Täglich konnte man Lisbeth Langhammer und Heini Wittmaack zusammen sehen. Heini wohnte keine hundert Schritt weit, im »Grauen Esel«. Niemand wußte zu sagen, warum diese vier kleinen, einstöckigen Wohnungen, die sich unter ein gemeinsames langes, schwarzes Ziegeldach duckten, der »Graue Esel« hießen.

[...]

Es waren kleine Wohnungen, drei Zimmer und eine Küche, und unter dem Dach eine Kammer und etwas Bodenraum. Gerade ausreichend für eine Arbeiterfamilie, die nicht zu viele Kinder hat. Heinis Eltern hatten nur ihr einziges, eben ihn, den kleinen Dickkopf mit den dünnen [13] rotblonden Haaren, den wasserblauen Augen und den unzähligen Sommersprossen in dem weißen Gesicht.

Die Nachbarkinder waren alle große Burschen, die schon auf Arbeit gingen, und Mädchen, die schon einen Dienst hatten. [...] Da hielt er sich denn an Lisbeth Langhammer im »Backofen«. So nannte der Spott das kleine Haus am Wege, das auch kaum viel größer als ein Backofen war. Es gehörte, wie auch der graue Esel, dem Bauern Schütt, dem größten Bauer im Dorfe.

[...]

[14] Die nahe Großstadt griff schon weit hinaus auf das Landgebiet. Auf der anderen Seite des Dorfes war eine kleine Villenkolonie entstanden. Eine Straßenbahn verband sie seit kurzem mit der Stadt, und ein unternehmender Kaufmann hatte dort einen städtischen Laden aufgemacht. Es war vielleicht eine Frage schon der nächsten Zeit, ob Backofen und grauer Esel noch lange auf ihrem Platze blieben.

Vorläufig waren für sie die städtischen Zuzügler von Nutzen, denn nun gab es Arbeit für alle Hände, die darauf angewiesen waren; Arbeit in den Häusern und in den Gärten, für die Frauen und für die Männer. Frau Langhammer aber hatte zu waschen und zu plätten vom Morgen bis Abend.

Freilich gab es Leute, die schalten über die »Eindringlinge«, die nun mit neuen Ansprüchen und Forderungen hervortraten und anfangen, aus dem stillen Dorf so allmählich eine Vorstadt zu machen.

[...]

[27] Peters Vater arbeitete am Hafen. Das war ein langer Weg bis dahin, aber die neu eröffnete Straßenbahn kam ihm zu statten. Er hätte sich sonst auch wohl besonnen, so weit hinaus zu ziehen, trotzdem die Mieten in der Stadt immer unerschwinglicher wurden. Peters Mutter aber hatte eine Vorliebe für das Landleben, und sie war des Wechsels sehr zufrieden. Sie hatten bisher in einem engen Hof gewohnt, wo man sich aus den gegenüberliegenden Häusern die Hand zum Fenster hinausreichen konnte, über eine übelriechende Gosse hinweg, die mitten durch den schmalen Hof floß. Wenig Sonne hatte da geschienen. Der Wind hatte vom Strom her, wenn er günstig wehte, gerade in den Hof hinein- und die schlechten Dünste daraus hinausfegen können. Aber er hatte auch viel Spektakel gemacht mit den klappernden Fenstern, den alten Dachrinnen und der einzigen Laterne, die den Eingang zu diesem Hof in der [28] Nacht erhellte. Freilich konnte er auch unterhaltend sein,

der Wind. Lange Geschichten wußte er, von der See und den Schiffen draußen, von guter und schlechter Fahrt. Und wer am Hafen wohnte und arbeitete, war vertraut mit ihm und horchte hin, wenn er etwas sagte.

Aber den Wind hatten sie hier draußen auch, und sie hörten ihn auch hier seine alten Geschichten erzählen und sahen dabei den Mastenwald im Hafen vor sich und die gepeitschten Wellen des Stromes. Wenn er aber nicht wehte, vergaßen sie das alles und freuten sich der neuen Umgebung. Hier war Sonne, hier war Raum, hier war reine Luft. Was an üblen Gerüchen hier war, erinnerte doch zugleich an Segen und Wachstum und war nötig.

[...]

[34] Sie waren jetzt immer beisammen, das Backofen-Mädel und die Grauen Esels-Jungen. Sie konnten hier ohne Gefahr auf Wegen und Wiesen spielen. Barfuß liefen sie, nun es wärmer und wärmer wurde und der Sommer sein goldenes Reich weit auftrat.

Und die Welt wurde immer größer. Ja, das wurde sie, dafür sorgte der Peter.

Wenn so ein Stadtjunge aufs Land hinauskommt, kommt er in eine neue Welt. Und ist er kein Blöder und Blinder, so ruht er nicht eher, bis er sie in allen Winkeln erforscht hat. Und Peter war aus einer Stadtgegend, wo ein freier Wind wehte, wo ein Ausguckloch war auf die ganze große Welt da draußen. Bis nach Amerika konnte man da sehen, und Indien und Australien, ja um die ganze Erde herum. Man brauchte nur einen [35] Spaziergang am Hafen zu machen, und man sah von allen fünf Weltteilen etwas. Und wo war man anders als kleiner Junge, der noch nicht in die Schule ging, als am Hafen, von Morgen bis Abend, überall dabei, überall dahinter her, überall mit Augen, Ohren und Nase auf dem Anstand, ob es nicht irgendwo etwas Neues gäbe. Und das wird zur Gewohnheit, und man hockt nicht gern lange auf dem Fleck und wird rund und dick dabei, wie der Heini. Nein, man läuft umher, reckt den Hals, steckt die

Nase in jede Spalte und fragt: was ist das? wie heißt du? wer wohnt hier? was willst du? und dann bekommt man Antwort. Erschreckt, verwundert, ärgerlich, belustigt, scheltend, aber man bekommt Antwort. Und dann ist man klug und kennt die Welt.

Und nun sollten auch Heini und Lisbeth sie kennen lernen, der Peter sorgte dafür.

Wann hatte man je von Bauer Brinckmanns Schweinestall gehört? Und er hatte einen richtigen Schweinestall mit richtigen Schweinen. Peter entdeckte es. Durch ein Loch in der Planke konnte man sogar sehen, was da in dem Schweinepferch vorging.

[...]

[37] Aber das Allerschönste waren doch Bauer Merkels Pferde. Hui, konnten die galoppieren. So konnten es Heini und Brinckmanns Ferkelchen doch nicht. Auch muntere Füllen waren dabei. Waren die erst lustig! Wie der Wind stürmten sie über das grüne Feld und schlugen hintenaus und taten wahrhaftig manchmal, als wollten sie sich auf den Kopf stellen.

Jetzt sah man erst, wie ein richtiges Pferd sich benimmt. Heini war gewiß ein ganz braves Menschenrößlein, was den guten Willen anbelangte, aber tatsächlich glich sein Laufen doch mehr dem von Bauer Brinckmanns rosigem Schweinchen. Ja, ja, hier konnte Heini etwas lernen. Freilich, eins war zu seinen Gunsten zu sagen: alle Füllen waren schlanker als er, keines hatte so kurze, dicke Beinchen. Eins hatten sie aber mit Heini gemeinsam: wenn man ihnen etwas zu essen hinhielt, ließen sie sich nicht lange bitten. Obgleich sie das schöne, grüne Gras rings um sich hatten und nur den schlanken Hals zu biegen brauchten, [38] um sich einen saftigen Bissen auszuraufen, sie kamen doch eigens ans Gatter, um ein paar Halme aus Peters Hand zu fressen. Der Peter fürchtete sich aber auch vor gar nichts! Einfach so die Hand hinhalten, ohne bange zu sein, daß man gebissen wird. Wer macht das nach? Natürlich Heini. Der Heini

macht alles nach. Aber als das Pferdchen zuschnupperte, ließ er ängstlich das Gras fallen, und der Peter lachte ihn aus.

[. . .]

[47] Im Winter vor sechs Uhr aufstehen, um mit dem ersten Frühwagen noch rechtzeitig an die Arbeit zu kommen – Peters Vater ist nicht der einzige, der das muß. Hunderte müssen das jahraus, jahrein, und manche haben nicht einmal eine Straßenbahn zur Verfügung, die sie schützend aufnimmt und sorglich weiter befördert. Peters Vater weiß das, aber er hat es lange Zeit gar so bequem gehabt, als er noch am Hafen wohnte, und nun will ihm das Unbequeme nicht behagen.

»Weißt du, Mutter«, sagt er daher bedächtig zu seiner Frau, »ein Spaß ist das nicht.«

»Ja, Hein, das glaub' ich wohl. Was sollt' es wohl.«

[48] Und Hein Plambeck kommt nach und nach mit seinen Gedanken heraus. Wie schön es wäre, wenn er hier draußen Arbeit hätte. Der Verdienst am Hafen wäre ja gut, obgleich er doch auch, wenn man es recht nehmen wollte, nur für die Katz' wäre. Hier draußen würde es ja auch nicht viel besser sein, was das anbelangt, aber man sparte dann doch das Fahrgeld. Das machte auf das ganze Jahr auch schon etwas aus.

»Dafür wohnen wir auch billiger, Hein.«

»Ja, das tun wir, Mutter.«

Aber Hein Plambeck möchte es doch einmal versuchen. Am Hafen bekäme man immer Arbeit wieder.

»Überleg dir das, Hein. Ich will nicht ja sagen und will nicht nein sagen, aber es bleibt eine Sache.«

»Das bleibt es, Mutter.«

Und dann überlegte Peters Vater noch bis Ostern und wäre ruhig bei seiner Arbeit am Hafen geblieben, wenn Peter Schütt, der Großbauer, nicht einen Knecht gesucht hätte und keinen finden konnte, weil in diesen elenden Zeiten, die immer elender wurden, jeder Hans Narr in die Stadt lief

und meinte, da mehr Geld verdienen zu können, und den Bauer einfach sitzen ließ. Freilich war Peter Schütt längst nicht so schlimm daran wie die Bauern, die weiter draußen auf dem Lande saßen. Er hatte noch einen Vorteil von der Nähe der Großstadt, wenn es einer war, leicht Leute bekommen zu können, die nachher, so nahe bei der Versuchung, nicht recht festsäßen und leicht wechselten. [. . .]

[50] So kam denn Peters Vater als Peter Schütts Knecht wieder nach Hause und war den ganzen Tag still und gedrückt, wie einer, der etwas Schweres auf sich genommen hat.

»Du hast es ja gewollt, Hein«, sagte die Frau. »Ihr seid ja nicht verheiratet, und am Wasser kannst du immer wieder ankommen.«

[. . .]

[85] Doch das alles war es nicht, was Hein Plambeck mehr als vorübergehend bewegte. Das war etwas ganz anderes und konnte wunderbarlich und albern erscheinen. Bisher war Peters Vater nur von seinen Kollegen »Hein« angeredet worden, jetzt rief ihn Peter Schütt auch einfach »Hein«. [86] Das war ihm das Schwerste bei der ganzen Geschichte, daß er sich auch vor seinem Jungen einfach mußte »Hein« rufen lassen. Aber sollte er sagen: »Herr Schütt, ich heiße Plambeck?« Die andern Knechte und auch die Mägde wurden alle beim Vornamen gerufen. Der Fritz und der Oskar und die Kathrin und die Lena und wie sie hießen. Das war nun vielleicht albern von Peters Vater, daß er dagegen nicht an konnte, und er bemühte sich auch redlich, es leicht zu nehmen. Aber es wurmte ihn nun einmal immer wieder, es ließ sich nichts dagegen machen. Und diese kleine Schwäche wurde der Nährboden für alle anderen unzufriedenen Gedanken, sodaß zuletzt ein ganzes Unkrautbündel dastand, das ihm das Feld, auf dem er so schön zu arbeiten gedacht hatte, nach und nach vergiftete. Und als der Sommer zu Ende war, mochte Hein Plambeck nicht mehr.

»Warum nicht?« fragte Peter Schütt.

»Das ist keine passende Arbeit für mich, Herr.«

»Keine passende Arbeit?«
 »Nein, Herr, das ist das nicht. Ich bin nun mal das Wasser gewohnt. Da hätte ich bleiben sollen.«
 Da fing Peter Schütt an, das Wasser schlecht zu machen und das Land zu loben.
 »Und der gute Verdienst, Hein?«
 »Am Wasser verdiene ich mehr, Herr«, sagte Peters Vater, der sich über das »Hein« wieder ärgerte.
 »Aber schwerer, Hein.«
 »Wenn man die Kräfte hat, nicht, Herr.«
 [88] Da redete Peter Schütt etwas von Begehrlichkeit und Unzufriedenheit und von Höherhinauswollen, sodaß Hein Plambeck des Redens müde wurde und sagte: »Der Arbeiter will auch leben, Herr.«
 »Gut leben«, höhnte Peter Schütt.
 »Ja, Herr, so gut als möglich. Das wollen wir alle.«
 Hein Plambeck sah ganz zornig aus, denn es erboste ihn, daß Peter Schütt von Begehrlichkeit sprach. Und Peter Schütt lenkte ein und lachte nur noch spöttisch: »Reisende Leut' soll man nicht aufhalten.«
 [...]
 [92] Eines Morgens hatte auch Heini Schiefertafel und Lesebibel unterm Arm. Heini Wittmaack geht in die Schule. Heini Wittmaack? der kleine Heini? nicht möglich? Sieh einer an, sagten die Leute.
 Heini war stolz. Er verglich Tafel und Buch mit Lisbeths Tafel und Buch. Es stimmte, eins war wie das andere. Nur sein Schwamm war ein klein wenig größer. Das gehörte sich auch wohl so, dachte er. Ein Jungsschwamm darf schon etwas größer sein als ein – Deernsschwamm. Heini brauchte in Gedanken wirklich diesen Ausdruck »Deernsschwamm«. Und er war auch ein klein wenig verächtlich gemeint. Oh, Heini war so stolz auf seine neue Schülerwürde, daß er beinahe ganz vergaß, daß Lisbeth zu gleicher Würde aufgerückt war. Jedenfalls beanspruchte er ein größeres Stück der Schulbank. Wenn es danach ging, war der dicke Heini oben-

an. Die [93] magere Lisbeth! Würde man in der Schule nach Gewicht gesetzt, sie wäre wahrscheinlich die Letzte in der Klasse geworden. Aber danach ging es nun nicht, und es dauerte nicht lange, da nahm sie auf der Mädchenbank einen höheren Platz ein, als der gewichtige Heini unter den Knaben.

[...]
 [95] Sowie die Schularbeiten gemacht waren, ging es eiligst hinaus nach dem Backofen, erst zu Frau Langhammer hinein, wo Lisbeth Tafel und Fibel ablegte und herumschnöckerte, ob nicht irgend etwas für den kleinen Schnabel da war, – es war hin und wieder etwas da, auch für Heinis gieriges Mäulchen – und dann hinaus zum Peter.

Der war allemal schon am Platz, der große Junge, als der er sich jetzt fühlte. Obgleich er immer »fein viel auf hatte«, war er doch gewöhnlich früher mit seinen Schularbeiten fertig als die beiden kleinen Dummen. Er verstand jetzt Pfeifen zu schneiden, einen Flitzbogen zu machen, einen Drachen aufzufeiern und war so recht ein [96] geschickter kleiner Basteler. Am liebsten ließ er Schiffe auf dem Graben schwimmen, die er aus altem Zigarrenkistenholz selbst zurechtgezimmert hatte. Er wollte überhaupt Seemann werden. Sein Vater hatte ihn zum erstenmal wieder mit an den Hafen genommen, und da hatten alle die vielen Schiffe es ihm wieder angetan.

»Junge, was sind das für Schiffe! Da kann euer ganzes Haus in stehen.«

»Das lügst du!« rief Lisbeth schlankweg. Ihr Haus? der ganze Backofen? Das war unmöglich!

[...]
 [109] Peter aber hatte Lisbeths Herz. Sie war ihm ja immer gut gewesen, aber jetzt kam es ihr erst zum Bewußtsein, daß er ihr lieber war als alle andern. Alles, was er tat, sah sie jetzt in einem besonderen Licht. Er konnte auf zwei Fingern pfeifen. Das konnten die meisten Jungen. Aber bei ihm staunte sie es als etwas Besonderes an. Er konnte einen Stein

sehr weit werfen, und sie achtete gar nicht darauf, ob andere weiter warfen; was Peter tat, war für sie unübertrefflich. Und er tat mancherlei, was ein kleines, bewunderndes Mädchenherz in Staunen und Entzücken versetzen konnte. Er kletterte in den höchsten Baum und lachte Heini aus, der auf halbem Wege wieder umkehrte. Er lief auf den Händen und schoß drei-[110]mal hintereinander »Kapeister«. Heini konnte nicht auf den Händen laufen, und wenn er Kapeister schoß, brachte er es nur einmal fertig und plumpete dann noch hin wie ein Mehlsack. Es gab wirklich nichts an Heini zu bewundern als die Unermüdlichkeit, mit der er alles nachahmte, was Peter tat.

[...]

[114] Ja, aus den kleinen Jungen waren allmählich große Jungen geworden. Aber auch Lisbeth war gewachsen. Frau Langhammer sorgte freilich dafür, daß ihre Kleider mit ihrem Wuchs gleichen Schritt hielten. Ihr Flachshaar war dunkler geworden und hing jetzt in zwei festen, blonden Zöpfen hinter den Ohren herab, so daß es nicht mehr so auffiel, daß diese Ohren eine ungebührliche Neigung hatten, sich vom Kopfe zu entfernen. Schlank war Lisbeth noch immer und nur einen halben Kopf kleiner als Peter und einen viertel größer als Heini, der sich zuerst darüber geärgert hatte, als Peter diese Verschiebung ihrer Größenverhältnisse feststellte, indem er sie Rücken gegen Rücken maß. Aber dann tröstete er sich – an Gewicht war er ihr überlegen. Peter konnte Lisbeth ohne große Anstrengung heben, aber wenn der Heini sich stemmte, schnaufte der Peter und wurde krebsrot im Gesicht. Freilich war der Peter um diese Zeit gerade etwas »lapperig«. Er war ein wenig schnell gewachsen. Auch war zu Hause [115] etwas magerer gekocht worden, denn der Vater hatte gezwungen feiern müssen. Der Streik hatte sich lange hingezogen, ein anderer sich bald angeschlossen, und es hatte geheißsen, sich einschränken und zu sehen, wie lange man es durchhielt, ohne die geringen Ersparnisse aufzubauchen.



Doch waren die Folgen dieses Streiks auch wieder segensreich für Peter, ja sogar Heini und Lisbeth sollten Vorteile davon haben.

Um auch ein paar Pfennige zu verdienen, hatte der Peter sich bereden lassen, Zeitungsjunge zu werden. Jeden Abend trug er die Zeitung aus. Mit seinen langen Beinen konnte er die Kunden schnell bedienen, das machte ihm nicht viel aus, und am Ende der Woche gab ihm der Vater von dem kärglichen Verdienst ein Zehnpfennigstück zum eigenen Gebrauch zurück. Da hatte er ein kleines Sonntagsgeld, ein selbstverdientes, und die wonnige Qual des Überlegens, was er am besten damit anfang.

[...]

[131] Auch am Hafen herrschte die Arbeitslosigkeit. Das Eis ließ keine Schiffe herein und heraus, darauf mußte man in jedem Winter gefaßt sein. War man es diesmal nicht gewesen, daß man sich vorher wieder in einen Streik einließ? Aber ein Streik ist ansteckend. Die Werftarbeiter, die Schlosser, alles was mit dem Schiffsbau zu tun hatte, streikte, Ewerführer und Kaiarbeiter schlossen sich an. Hier wollte man mehr Recht, da mehr Brot; alle Gemüter waren in Bewegung, und die brotgebende Arbeit ruhte.

Da mußte auch Peters Vater wieder in die Sparkasse greifen, denn die paar Mark aus der Unterstützungskasse reichten nicht weit. Und zuletzt mußte Hein Plambeck sich demütigen und Peter Schütt um Stundung der Miete bitten. Er war ganz erstaunt, wie willig Peter Schütt war.

»Was hab' ich gesagt, Plambeck? Unruhiges Brot, [132] das am Hafen. Solltet nur wieder zu mir kommen. Lieber jeden Tag Schwarzbrot als vier Wochen lang Kuchen und vier Wochen lang gar nichts. Aber jeder muß wissen, was ihm am besten schmeckt. Ja, ja, Peter Schütt kennt die Welt.«

[...]

[151] Da war denn Lisbeth mit einem Mal krank und hatte gestern abend noch da an dem Tisch gegessen und in ihrem Schulheft die Freuden des Winters aufgezählt.

Dieses gehörte nun nicht zu den Freuden, aber es würde bald vorübergehen, tröstete die Mutter. Nur recht still und warm halten.

Aber in der Nacht klagte Lisbeth über heftige Schmerzen in der Brust, hustete oft und verfiel gegen Morgen wieder in ein heftiges Fieber, das am Abend schon nachgelassen hatte.

Es war noch ganz dunkel draußen, als die Mutter die kleine Lampe ansteckte und sich besorgt an ihr Bett setzte. Lisbeth phantasierte. Peters Name kam über ihre Lippen, und sie führte verworrene, für die Mutter unverständliche Reden. Sie würde zu spät kommen, und Peter solle die Zeitung nicht wieder in den Graben werfen.

Frau Langhammer ging ans Fenster, schob den Vorhang zurück und sah hinaus. Sie wußte selbst nicht, warum [152] sie es tat. Aber sie war unruhig, in schwerer Angst. Ganz dunkel war es noch, und die Sterne glitzerten ganz oben, ganz hoch, wie kleine, spitze Kristalle.

Wenn es nur erst Tag werden wollte. Ob sie dann zum Arzt schicken müßte? Und wen? Heini, oder Peter, oder wer zuerst vorbeikam. – Vielleicht ging es ja aber auch wieder vorüber, ein leichtes Erkältungsfieber.

Sie ging ans Bett zurück, und ihr sorgenvoller Blick streifte die Kranke. Wie mager das Kind doch eigentlich war. Es fiel ihr heute so sehr auf. Die Ohren standen so groß zu dem schmalen, langen, jetzt vom Fieber erhitzten Gesicht.

[...]

[160] Lisbeth lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen auf ihrem ärmlichen Bettchen.

»Sie war sehr zart«, sagte der Arzt. »Ich fürchtete gleich, daß sie es nicht durchholen würde. Vierzig Prozent von allen Lungenentzündungen sind in diesem Monat tödlich verlaufen.«

Vierzig Prozent. Frau Langhammer hörte das schluchzend an und dachte nur: und meine Lisbeth auch.

Sie brachten alle Kränze. Plambecks und Wittmaacks und Schultzes und Timms und wie sie alle hießen. Auch der Lehrer schickte einen schönen, großen Kranz und kam selbst und wollte Frau Langhammer trösten. Er unterließ es aber. Einer armen Witwe, die ihr einziges Kind verloren hat, ist ein Trostwort oft nur Salz in die offene Wunde. So begnügte er sich mit einem teilnehmenden [161] Händedruck. Dann sprach er ein stilles Gebet am Totenbett und wunderte sich über Lisbeths große Ohren.

Am Begräbnistag kam die ganze Klasse, um ein Lied zu singen. Das war sonst nirgend geschehen, nicht bei Minna Behn, noch bei Auguste Schmidt oder Lene Suhr, die wohlhabende und angesehene Eltern und Verwandte hatten. Frau Langhammer war die Ärmste im Dorf und stand ganz allein. Doch wollte man ihr Liebes erweisen, weil man von ihrer schönen Tat wußte.

[. . .]

[163] Eine Stunde später aber waren sie alle verschwunden, und der Backofen lag ganz still und verlassen da. Die Tür war verschlossen und wurde erst wieder geöffnet, als Frau Langhammer von Lisbeths frischem Grab zurückkam. Und still und verlassen sah der Backofen noch lange aus, auch wenn die Türe offen war, und der ausströmende weiße Wasserdampf und der Geruch von Chlor und grüner Seife anzeigten, daß Frau Langhammer drinnen am Waschfaß stand. Selbst Peter und Heini liefen vorüber, ohne einzutreten oder sich nach ihm umzusehen. Er hatte keine Anziehungskraft mehr für sie. Ja, in den ersten Tagen hatte sie sogar ein leises Gefühl des Grauens beschlichen, [164] wenn ihr Weg sie vorbeiführte. Aber von weitem sahen sie einmal zu ihm hinüber. Und Peter holte sein Taschenmesser heraus und öffnete es gedankenlos, und während sie beide über Lisbeth sprachen und über die vielen Kränze und es furchtbar albern fanden, daß Anna Schultz so laut geweint hatte, fing er an, ein L in die weiße Winterrinde des kleinen Birkenbäumchens zu ritzen, das dicht am Wege stand. Heini ging sofort

auf die andere Seite des Weges und versuchte sein Messer an dem harten Holze der Planke. Aber sein Messer war zu stumpf und das Holz zu hart. So blieb es bei Peters einem L in dem Birkenbäumchen, dem einzigen L, das Peter je zu Lisbeths Gedächtnis eingekerbt hat.

Bald nach Lisbeths Tode endete der große Hafenstreik, und es folgte eine lange und gute Zeit, in der Peters Vater Peter Schütt gerecht werden konnte.

Ostern wurde Peter Plambeck konfirmiert und trat bald darauf seine erste Seereise an, als Schiffsjunge. Heini aber ging noch ein Jahr lang in die Schule und setzte auch so lange noch treulich seine kurzen Beine für den Fortschritt der Menschheit ein. Jeden Sonnabend steckte er zwei Zehnpfennigstücke in den Spartopf, und die kleinen, müden Augen der Großmutter belebten sich und warfen einen kurzen und schnellen Blick dahin, woher der klirrende Klang der in den Topf fallenden Nickel kam. Die Tücher und die schönen Schuhe aus Kaninchenpeters Fell und der braune Kachelofen hatten sie warm gehalten, ihr hatte [165] der böse Winter nichts anhaben können. Wenn sie so mit geschlossenen Augen still vor sich hinnickte, und nur die unruhigen, alten Hände, die auf dem Schoße hin- und herrückten, anzeigten, daß sie nicht schlief – ob sich dann in ihre traumhaften Gedanken auch wohl mal das Bild eines kleinen Mädchens mischte, das einstmals mit Heini zusammen zu ihren Füßen die ersten Leseübungen machte?

WILHELM SCHARRELMANN

Großmutter's Haus und andere Geschichten

1913

Großmutter's Haus

[15] Mir will scheinen, als wenn in dem Leben eines Kindes, das seine Großmutter nicht gekannt hat, etwas Unersetzliches fehlt. – Märchen hat mir meine Großmutter allerdings nie erzählt. Eine Großmutter also, wie sie in fast allen Jugendgeschichten vorkommt, eine spinnende und märchenerzählende hutzelige Alte, die in der Dämmerstunde die Geschichten von Sneewittchen, Dornröschen und Frau Holle erzählt, habe ich nicht besessen. Aber Geschichten hat sie doch auch erzählt, wenn es auch keine Märchen waren, Geschichten aus ihrem Leben und aus alter Zeit, Geschichten aus ihrem Elternhause und von ihren Großeltern. – Gerade hundert Jahre wäre sie in diesen Tagen geworden, wenn sie noch lebte, und ich habe ihres hundertsten Geburtstages in Stille und Dankbarkeit gedacht. Daß sie eine gute Frau gewesen ist, ist bei einer Großmutter beinahe selbstverständlich, so daß ich es gar nicht zu erwähnen brauchte. Wir Kinder gingen darum nirgend lieber hin, als zu ihr. Auch das ist selbstverständlich. Kinder gehen immer gern zur Großmutter. Sie wohnte in einem Hause der Vorstadt, und meistens saß sie, wenn wir zu ihr kamen, in einem niedrigen kleinen Zimmer, das unten im Hause lag und auf den kleinen Hofplatz hinaussah, in dem ein einziger hoher Lebensbaum stand, der größte, den ich bisher gesehen habe.

[. . .]

[16] Sie war eine Frau im Anfang der Siebziger, mit sanften grauen Augen und einem Gesicht voll unzähliger Falten. Ich erinnere mich nicht, sie jemals ohne ihre Haube gesehen

zu haben, die aus unzähligen Rüschen und Spitzen zusammengesetzt war und wie ein Kleinod in acht genommen wurde.

»Kum mi nich an min Huben!« rief sie jedesmal, sobald man sich dem kleinen zierlichen Körbchen näherte, das auf einem Tisch-[17]chen in der Zimmerecke stand, auf dem meistens ihre Sonntagshaube lag, die aufgesetzt wurde, sobald Besuch zu erwarten war.

Ich habe sie selten anders als plattdeutsch reden hören. Aber es klang sanft und freundlich aus ihrem Munde, weich und mollig.

[. . .]

Oben im Hause hatte mein Großvater seine Werkstelle. Es war die größte Stube im Hause, und an den Wänden lehnten die großen Gestelle, die zum Aufspannen der Leinwand benutzt wurden. Hier entstanden gemalte Fensterrouleaus, wie man sie in alter Zeit hatte und heute nur selten noch hier oder da einmal vor den Fenstern findet. Immer noch es in der Werkstatt nach Leim und Kleister und Farben. Oft genug habe ich »Kasseler Braun«, »Elfenbein-Schwarz«, Stärke und Leim aus der Farbenhandlung für den Alten geholt und ihm [18] Gesellschaft geleistet, wenn er vor seinen Rouleaus stand und sauber Strich für Strich Jalousiestäbe hinaufmalte.

[. . .]

Eines Tages aber war es mit dem Verkehr bei den Großeltern vorbei. Meine Großmutter erkrankte, und wir Kinder [19] durften sie wochenlang nicht besuchen. Als wir das Haus wieder betraten, war sie bereits gestorben und lag schon im Sarge.

Man hatte den Sarg auf den Hausflur gestellt und ein paar Stützen daruntergestellt, die sonst das Waschfaß trugen. Das ganze Haus roch nach dem Lack des Sarges und dem Grün des Lebensbaumes, von dem man einen Kranz gebunden und auf dem Sargdeckel befestigt hatte. Ich kann seit-

dem einen Lebensbaum oder den Asphaltlack eines Sarges nicht riechen, ohne an dieses Bild erinnert zu werden.

Ich war so erschüttert, daß ich kein Wort sagen konnte. Es war zum erstenmal, daß ich einen Toten sah. Das bleiche, etwas entstellte Gesicht mit den geschlossenen Augen, die mich so oft freundlich und liebevoll angeblickt hatten, und die wächsernen Hände, die nun so unbeweglich auf der weißen Decke lagen, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mehr Furcht als Trauer empfand. Nach damaligem Gebrauch hatte man unter den Sarg ein Schälchen mit Chlorkalk gestellt, dessen scharfer, ätzender Dunst dem Leichengeruch vorbeugen sollte, in mir aber erst recht Abscheu und Ekel erregte.

War das wirklich die Großmutter, die da in dem schwarzen, mit weißem Leinen und Spitzen ausgeschlagenen Sarge lag? Wie fremd sie doch aussah! Und statt Trauer und stiller Wehmut empfand ich nur Beklommenheit und eine Art furchtsamer Neugier. Aber der widerwärtige, scharfe Geruch des Chlorkalks, der sich mit dem beklemmenden Duft des Lebensbaumgrüns und dem eigentümlichen Lackgeruch des Sarges vermengte, erregte einen so heftigen Widerwillen in mir, daß ich plötzlich zur Tür drängte und hinauslief, um von dem Geruch und dem Anblick der Toten befreit zu sein.

Eine Zeit später schlich ich die Haustreppe noch einmal wieder hinauf und lugte durch die Scheiben der Haustür. Still und friedlich lag die Tote da. Zu ihrem Haupte brannten ein paar Kerzen, deren gelber Lichtschein ohne Bewegung auf das An-[20]gesicht der Toten fiel, das dadurch noch wachsbleicher und mir merkwürdig fremd erschien.

So stand ich eine ganze Zeitlang und starrte durch die Scheiben der Tür; ins Haus zu treten und an den Sarg hinanzugehen, getraute ich mich nicht.

Aber plötzlich wurde ich sanft an die Seite geschoben, und als ich mich verstört umsah, erschrak ich nicht wenig, als ich zwei schwarzgekleidete Leichenträger erblickte, von denen

ich an die Seite gedrängt worden war und die an mir vorbei ins Haus gingen, die Glastür wieder hinter sich schlossen, an die Zimmertür klopfen, ein paar Worte mit meinem Großvater wechselten und dann begannen, den Sarg zu schließen. Sie hoben den Deckel auf den Sarg, schraubten ihn zu und warteten dann auf den Leichenwagen, der wenige Minuten später kam, den Sarg abzuholen.

Beide Flügel der Haustür wurden nun aufgesperrt und die Tote dann in ihrem Sarge hinausgetragen. Alle Trauergäste traten aus den Stuben, und als der Leichenwagen sich langsam in Bewegung setzte, schritten die Männer hinterdrein, während die Frauen in ein paar Kutschen stiegen, die mit nickenden Pferden langsam vorfuhren. – Ich blieb im Hause zurück, in dem ein paar Frauen aus der Nachbarschaft die Zimmer aufräumten, in denen die Trauergäste vorhin auf den Leichenwagen gewartet hatten.

Mir war unglaublich bange und traurig zumute. So still und öde wie das Haus nun war. Ich schlich die Treppe hinunter in das kleine Stübchen, in dem die Großmutter so oft gesessen, und als ich hier plötzlich ihre Haube liegen sah, als hätte sie sie eben aus der Hand gelegt, begriff ich eigentlich erst, daß ich die Tote nun für immer verloren hatte.

»Kumm mi nich an min Huben!« hörte ich sie sagen und drückte meinen Kopf weinend in die kalte Sofaecke. Ich hatte verloren, was ich so lange besessen, hatte verloren, wo ich glücklich gewesen war: – Großmutter's Haus!

BERTHOLD OTTO (Hrsg.)

Kinder-Geschichten. Von Kindern und für Kinder

1913

[5]

Mein Traum.

Neulich habe ich vom Weltuntergang geträumt. Da waren wir alle in einem großen Saale, und da fielen auf einmal die Wolken vom Himmel runter. Und dann kam ein Ring angeschwommen. Durch die Luft. Und der explodierte. Und da wurden wir alle auf die Erde geschleudert und versengt und in 5 Teile gespalten. Ich war auch mit gespalten. Das war schrecklich.

Richard Hofmeister, 7½ Jahre alt.

Was ich mal geträumt habe.

[19] Einmal, da bin ich durch lauter Zimmer gelaufen. Und da ist einer hinter mir her gelaufen. Der wollte mir was tun. Und da hat er mich beinah schon gekriegt, da bin ich hinter das Sofa gekrochen. Und da wollte er hinter her. Da war da ein Loch in der Wand. Da bin ich da rein gekrochen. Und wie ich da durch war, da ging das Loch wieder zu. Und dann bin ich eine enge Röhre runter gerutscht. Und dann bin ich aufgewacht. Ich dachte, ich käme zu Zwergen.

Klara Sträter.

[51]

Wie wir früher gespielt haben.

[52] Dann haben wir auch manchmal Hexe gespielt. Das konnte man aber nur draußen spielen. Da war ich dann Hexe. Und ich mußte die andern fangen. [53] Und wenn ich

einen gefangen hatte, dann war der verzaubert. Und der konnte nur wieder frei werden, wenn einer von den andern irgend was ganz Schweres machte. Da mußte ich mir immer was ausdenken, was der machen sollte. Manchmal mußte der dann auf einen Bein über den ganzen Hof hopsen, und wenn er einmal mit dem andern Fuß auf die Erde kam, dann galt alles nicht. Und dann mußte er noch was andres machen.

Ich brauchte aber nicht nur zu fangen. Ich konnte auch Hexenzeichen auf den Weg machen. Und wer dann drauf trat, der konnte nicht mehr weiter, der war verzaubert. Und dann holte ich ihn mir in meine Wohnung. Und dann mußte der alles tun, was ich sagte, bis ihn einer freigemacht hatte. Aber ich machte die Aufgaben meist so schwer, daß es keiner konnte. Und dann hörten die andern auf.

Irmgard Otto.

HULDA MICAL

Wie Julchen den Krieg erlebte

1916

[40] Ja, die Zeiten hatten sich mit einem Schlage geändert und jeder Schritt belehrte den friedlichen Bürger, daß der Krieg ausgebrochen sei. Dazu gab es noch viel unnützes Gerede und Bangemachen. Hier wußte einer zu erzählen, daß der russische Kaiser ermordet sei, dort erzählte einer, ein französischer Flieger sei gesehen worden und es sei möglich, daß die Stadt unter 24 Stunden ein Trümmerhaufen sei und dergleichen Unsinn mehr. Andere hatten wieder ihr Vergnügen mit dem Bangemachen vor den schrecklichen Krankheiten, die der Krieg sicherlich im Gefolge hätte.

Für Julchens empfängliches Gemüt war das alles eine Kette von Aufregungen. Sie sah und hörte so viel, und so viel, und wenn sie auch lange nicht alles verstand, so übte es doch einen mächtigen Eindruck auf sie aus.

[...]

[41] Bald marschierte auch der Vater unter den Landwehrmännern, doch durfte er mittags daheim essen und zum Schlafen kam er auch nach Hause. Das währte freilich nicht lange, denn schon am 21. August zogen die Einundzwanziger ab.

Und so sollte es bald wirklich Ernst werden mit dem Abschiednehmen. Klein-Julchen grübelte oft darüber nach, warum der liebe Gott nun doch den bösen Krieg geschickt habe, wo sie ihn alle Abende so innig gebeten hatte, er solle es nicht tun.

Und so oft sie mit der Mutter darüber sprach, sagte ihr diese: »Mein Kind, wir armen Menschen können so vieles auf der Welt nicht begreifen – es wird schon ein Grund sein, warum der Krieg hat kommen müssen, wir wissen es nur nicht. Bet aber nur fleißig weiter. Jetzt mußt du den lieben Gott bitten, daß er den Vater beschützt.«

[42] Und so lernte Julchen langsam, sich dem unbekanntem Willen des Weltenlenkers fügen, den sie nicht ergründen und verstehen konnte.

Der Vater war eigentlich immer heiter und guter Dinge. Nur manchmal, wenn er Hänchen auf den Schoß nahm und ihm lange in die Augen sah, lag es wie ein Schleier um seine Augen. Da faßte er aber dann gewöhnlich den kleinen Buben mit beiden Armen, hob ihn hoch in die Höhe und stellte ihn schnell wieder auf die Erde: »Na, schau nur dazu, daß du auch einmal ein strammer Soldat wirst, Bub!« sagte er dann und schritt zum Fenster.

Seinen Säbel und seine Mütze hatte Hänchen natürlich längst erhalten und so waren jetzt zwei Soldaten im Hause, ein großer und ein kleiner.

Julchen hatte sich anfangs gar nicht an den Anblick des Vaters als Soldat gewöhnen können, so stolz sie darauf war, daß ihr Vater des Kaisers Rock tragen durfte. Merkwürdig fremd sah er aus – es machte sie ganz scheu. »Na, Mauserl, was ist's?« rief er dann, »mir scheint gar, du fürchtest dich vor dem Vater!« und er zog sie an sich und sie steckte ihr Köpfchen unter seinen Waffenrock; da konnte sie nicht sehen, daß er ein Soldat war, und fühlte nur sein gutes, treues Herz schlagen.

[...]

[43] Aber weinen durfte sie um alles in der Welt nicht mehr, das hatte sie der Mutter fest versprochen. Sie durfte doch den guten Vater nicht traurig machen. [44] So nahm sie sich fest zusammen und vergaß wohl auch ganz darauf, daß der Vater als Soldat eben nicht in der Stadt bleiben konnte, und gewöhnte sich nach und nach an die neue Ordnung, als ob es immer so bleiben sollte.

Bis der Tag kam, an dem der Vater wirklich fort mußte. Da kam es wie ein neues Entsetzen über sie. – Nun sollte es wirklich ganz wahr sein – ganz wahr? O, wie das weh tat in dem kleinen Herzchen! Julchen meinte, es müsse zerspringen vor Schmerz. Aber sie hielt sich tapfer wie ein rechtes Soldatenkind und schluckte mutig und fest die Tränen hinunter, so sehr sie auch auf der Brust drückten.

[...]

[61] Da saß nun Julchen wieder in der Schule. Wie war heuer doch alles so ganz anders als im Vorjahre. Eine schwere Aufgabe hatte sie noch vor sich. Sie mußte die Lehrerin bitten, daß sie die Bücher und Hefte von der Schule bekäme, denn Mutters Unterstützung war so gar knapp und mit dem Stricken verdiente sie auch nicht viel. Mit dem Herrn Oberlehrer hatte die Mutter schon beim Einschreiben darüber gesprochen – aber dem Fräulein sollte es Julchen selber sagen. Mutter wollte gern selbständige Kinder haben. Das Julchen schämte sich sehr. – Nun war sie auch ein armes Kind. – Wie das drückte! – Armes, dummes Julerl! – was

machst du dir für unnötigen Kummer! Armut ist keine Schande – und deine bißchen [62] Bücher und Hefte verdient der Vater zehntausendmal draußen auf dem Schlachtfelde. – Ja, aber der dumme, dumme Hochmut! Schon in die kleinen Kinderseelen weiß er sich hineinzuschleichen und schafft dem, der ihn einläßt, und seiner Umgebung manche qualvolle Stunde und trübt ihnen manche Freude. Julerl, Julerl, sieh zu, daß du ihn beizeiten wieder los wirst!

Die Kinder stehen zum Beten auf. Als sie zu den Schlußworten kommen, fügt die Lehrerin hinzu: »Lieber Gott! hilf uns, daß wir siegen!« – Nach dem Gebete bricht der Sturm los. »Bitte, das Fräulein ist eine Rote-Kreuz-Schwester.« – »Bitte, meine Schwester ist auch beim Roten Kreuz.« »Bitte, ich hab schon zwei Verwundete gesehen!« »Bitte, meinen Onkel habens g'halten!« »Bitte, meinen Bruder auch.« »Mein Vater ist noch z' Haus!« »Bitte, bei Krasnik haben wir g'wonnen!« – so wirbelte es in buntem Durcheinander. »Aber Kinder!« meint die Lehrerin. »Man versteht ja kein Wort! – Immer hübsch eines nach dem andern! – Sapperlot noch einmal! Ruhig sein! Wer etwas weiß, zeigt auf. Es kommt jedes dran!«

So besänftigt sie die unruhigen Gemüter und langsam löst sich aus dem wirren Knäuel eine Stimme nach der andern. Da ist zuerst die kleine Reidinger, die erzählt, daß ihr Vater in Rußland sei und schon zwölf Gefechte mitgemacht habe. Eine andere erzählt vom Militär-Krankenhaus, wo sie mit ihren Eltern einen bekannten Herrn besucht hätte, wieder eine andere erinnert sich an die Wasserstandplätze und daß sie dort das Fräulein gesehen habe und zuletzt berichtet ein Kind, daß ihr Vater verwundet in einem ungarischen Militär-Krankenhause liege. –

[63] Julerl! starrte sie ganz entsetzt an. Wie die das ruhig erzählt! – Gleich muß sie an den Vater denken und da wird's wieder so heiß im Gesicht und um die Mundwinkel beginnt es zu zucken. Leise falten sich ihre Händchen unter der Bank und sie preßt die Finger fest ineinander, als hinge da-

von die Erhörung ihres Gebetes ab. »Lieber, guter Himmelvater, ich bit' dich um alles in der Welt, laß dem Vater nichts geschehen.«

So – nun ist sie wieder ruhig. Das muß der liebe Gott gehört haben. – Sie merkt nun wieder gut auf, was die Lehrerin alles erzählt, warum der Krieg ausgebrochen sei. Wie zuerst ein böser Mensch den Thronfolger ermordet habe, wie man dann entdeckt habe, daß die serbische Regierung davon gewußt hätte und wie darauf Österreich-Ungarn die Aufforderung an Serbien gestellt habe, die Mörder streng zu strafen. Wenn sie das nicht täten, so sei der Krieg erklärt.

[. . .]

[148] Wie eine dumpfe Last lagen die Ereignisse auf allen Gemütern. Keiner im ganzen weiten Reich konnte so recht des erwachenden Frühlings froh werden.

In der Schule beteten sie jetzt statt: »Lieber Gott, hilf uns, daß wir siegen«, »Lieber Gott, schenke uns den Frieden.« – Ach, nur Frieden um jeden Preis und keine so schrecklichen Opfer mehr! – Ein müdes Sichergeben war über alle gekommen.

Nur nicht über die Helden draußen im Felde. Die kämpften unermüdlich und zuversichtlich wie zuvor und hofften unerschütterlich auf den Sieg der gerechten Sache.

Wie ein Wunder war es, daß Julchens Vater noch keine Verletzung davongetragen hatte und auch bis jetzt von Krankheiten verschont geblieben war. In einem der letzten Briefe hatte er sogar geschrieben, daß er wahrscheinlich bald eine sehr erfreuliche Nachricht senden werde. Was das nur sein konnte? Julchen war schon sehr neugierig darauf.

Die Zeit rollt weiter und weiter. Sie bringt das zweite Zeugnis, das diesmal wirklich wieder in lauter Einsern prangt, sie bringt aber auch die Brotkarte.

Vom 11. April an gibt es keine Semmeln mehr. Und Brot kaufen kann auch nicht jeder so viel er will und Mehl auch nicht. Weißes Mehl ist bald überhaupt nicht mehr zu be-

kommen, nach und nach wird [149] die Mehlspeise in den Verkaufsläden alle, der Speiszzettel wird immer einfacher.

Eine neue Speise erscheint jetzt auf dem Tische, die Polenta, das ist ein Gericht aus Maismehl. – Es sieht ganz appetitlich gelb aus, als steckten eine Menge Eier drin und schmeckt auch ganz gut. Auch den Maiskuchen lassen sich die Kinder wohl gefallen, aber den gibt's nur an hohen Feiertagen. Zum Frühstück und zur Jause kriegen sie nur mehr Kriegsbrot.

Julchen fragt, warum das alles jetzt so ist, und da erfährt sie, daß der Staat alle Mehlvorräte aufgekauft hat und daß es ausgerechnet worden ist, wieviel Brot oder Mehl jeder Mensch im ganzen Reiche kriegen darf, damit es bis zur nächsten Ernte langt.

Darnach sind die Brotarten eingeteilt worden und jetzt heißt es, sich nach der Decke strecken. Julchen freut sich über die bunten Farben der Brotarten – jede Woche sehen sie anders aus – und hebt sich den Teil mit dem Adler, für den man kein Brot kriegt, immer als Lesezeichen auf.

[...]

[174] Endlich, endlich kam der ersehnte Tag, der den Vater in die Heimat brachte. Vom Bahnhofe holen durften sie ihn freilich nicht, denn er fuhr im Roten-Kreuz-Zuge und wurde gleich ins Militär-Krankenhaus gebracht. Er kam in dasselbe Haus, in dem Julchen schon so oft Besuch gemacht hatte, ins Reservespital, Sektion IV.

Der Mutter war das Herz schwer, daß sie ihn nicht selbst pflegen durfte, und doch war sie glücklich, ihn in der Stadt zu wissen, ihn jeden Tag besuchen zu dürfen. Wie freuten sie sich alle vier, denn auch Franz Paulchen zappelte vor Vergnügen über Hänschens fröhliches Hurrarufen, als sie eine Karte erhielten, auf der geschrieben stand: »Übermorgen bin ich schon bei euch!«

Kaum zu erwarten war dieses Übermorgen. Endlich war es aber doch da. Nachmittags um zwei Uhr war Besuchsstunde. [...]

[175] Nun war ihr Vater auch ein Verwundeter. – Bei dem Gedanken stieg es ihr heiß in die Augen und sie mußte sich sehr, sehr zusammennehmen, um kein hartes Wort über die bösen Russen zu sagen, die daran Schuld waren. Schnell denkt sie an etwas anders. Ja, – an Franz Paulchen. Wird sich der aber darüber freuen, daß er jetzt auch einen Vater hat!

»Franz Paul!« jauchzt sie ihm zu, »zum Vater gehn wir, zum Vater, freu dich Paul, freu dich!« und dabei lacht sie ihn mit vollem Gesichte an. Franz Paulchen kräht vor Wonne. – Wie sich der freut!

Die Mutter fragt die Rote-Kreuz-Schwester wo der Vater liegt. »Der Zugführer Johann Waldbauer mit der Tapferkeitsmedaille, der gestern gekommen ist? – Der liegt auf Zimmer Nummer fünf.« – Julchen weiß schon, das ist das freundliche Zimmer im ersten Stocke, in dem nur drei Betten stehen. Sie [176] öffnen die Türe und treten ein – zwei Betten sind leer – und im dritten – »da liegt ja ganz ein fremder Mann!« denkt Julchen, »der Vater hat doch keinen so langen Bart!« – aber da küßt ihn die Mutter schon und er ruft: »Hansi, Juler!« – und jetzt ist's richtig der Vater.

Die Mutter reicht ihm den kleinen Franz Paul hin – aber o weh! – Da gibt's einen großen Jammer. Der Kleine fürchtet sich vor dem fremden Mann mit dem langen Bart und bricht in ein lautes Geschrei aus.

Das Julchen ist ganz verzweifelt. So ein dummes Tschaperl.

So schön kann er schon »Tata« sagen, alle Tage hat er nach dem Vater gerufen und jetzt wo er da ist, schreit er.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es der Mutter doch, ihn zu beruhigen. Er sitzt jetzt ganz still auf ihrem Knie und wirft nur ab und zu einen erschreckten Blick auf den langen Bart, um sich gleich darauf an Mutters Brust zu verstecken.

Wie abgezehrt des Vaters Hände sind und wie schmal sein Gesicht! Aber so glücklich sieht er drein.

Hänschen interessiert sich sehr für die Tapferkeitsmedaille und wie es denn zugegangen sei, daß er sie bekommen habe. In der Lade des Nachtkästchens neben dem Bette liegt sie. Hans nimmt sie heraus und betrachtet sie von allen Seiten. Fast läßt er Mutter und Julchen keine Zeit, sie auch anzusehen.

Endlich hat er sie genug angeschaut – und nun muß der Vater erzählen, ganz genau wie es gekommen ist, daß er dem Kosakenführer in den Kar-[178]pathen die Fahne abgenommen und ihn samt seiner Schar gefangengenommen hat.

Und jedesmal, so oft sie den Vater besuchen, muß er es wieder erzählen und noch viele andere Dinge.

[...]

[185] Erst gestern wieder hatten sie einen Soldaten aus dem Krankenhause zu Grabe getragen und nun sprachen sie in der Schule davon. Das eine oder andere Kind hatte das Leichenbegängnis gesehen, erzählte davon und ein Heer von Fragen bestürmte die Lehrerin.

Die erzählte darauf ihren kleinen Mädchen von den braven Soldaten, wie viel sie leiden mußten, wieviele Entbehrungen, wieviel Entsetzen und Jammer über sie kämen und wie sie doch alles standhaft ertrügen aus Liebe zur angestammten Erde und zu ihrem guten Kaiser.

Wie der Tod seine grause Ernte hielte und so manchen dahinmähte, um den daheim Weib und Kind oder Vater und Mutter weinten. Und wieder schloß die Lehrerin mit den Worten: »Und sie alle haben für uns geblutet, für unsere Sicherheit haben sie ihr Leben dahingegeben.«

Tiefes Schweigen herrscht in der Klasse, als die Lehrerin endet hat. – Ganz ernst sieht es in den jungen Gemütern aus.

Julchen ist so weh geworden bei den Worten der Lehrerin. Wieder sieht sie ein unbezwingliches Großes, das sie nicht abzuwehren vermag. Ihr kleines Herzchen zuckt mit in dem ungeheuren Schmerze der ganzen Welt.

Die Lehrerin fragt die Kinder, ob sie den toten Helden nicht Blumen aufs Grab legen möchten, als letzte Liebesgabe ihrer Dankbarkeit. – Alle wollten es gern tun.

[186] Morgen nach der Schule wollen sie zusammen hinausgehen auf den Heldenfriedhof.

Julchen ist bange. Sie ist noch nie auf einem Friedhofe gewesen. Sie haben noch kein Grab aus der Familie. Es ist kein Fürchten – nur ein leises Zagen vor einem nie Geschauten. –

[...]

[193] So kam der 18. August heran, des Kaisers Geburtstag. Feuer war es der fünfundachtzigste und der sollte besonders festlich begangen werden.

Wie aber das ganze Sinnen und Trachten unseres Monarchen nur dem Kinde gehört, wie er in allem bedacht ist, dem Frühling seines Volkes die Bahn zu ebnen, so sollten auch vor allem die Kinder ihren guten Kaiser ehren.

Es wurde beschlossen, am 18. August in den ersten Dämmerstunden einen Kinder-Huldigungs-Zug abzuhalten, bei dem sie bunte Fähnchen und Papierlaternen tragen und vaterländische Lieder singen sollten.

Damit aber auch des Kaisers innigster Wunsch erfüllt würde, es möchten zu seinem Geburtstage nur Wohltätigkeits-Feste abgehalten werden, sollte der Reinertrag aus dem Verkaufe der Fähnchen und Laternen den armen Kriegskindern zugute kommen. Außerdem durften den ganzen Tag über junge Mädchen in der Stadt mit Heimspar-kassen sammeln gehen, auf denen geschrieben stand: »Für unsere Kriegskinder.«

Die Kriegskinder, das sind alle armen kleinen Soldatenkinder, die während des Krieges zur Welt kommen.

[...]

[201] Nach dem Festzuge wandert Julchen mit Vater und Mutter, mit Hans und Franz Paulchen nach Hause. Der Vater führt sie an der Hand. Schweigend wandern sie in die dunkelblaue Nacht. Im Osten glänzt der milchweiße Mond.

Sie sind zu glücklich, um reden zu können. Der Vater daheim und das Land voll Siegeszuversicht! Auf der großen Wiese bleibt der Vater stehen. Er faltet die Hände und in tiefem, heißem Dankesgefühl spricht er: »Herrgott, ich danke dir, daß ich [202] diesen Tag erleben durfte! Die Feinde aus dem Lande verjagt, ihre eigenen Festungen im Wanken! Kinder, es geht vorwärts! – Bis hierher hat der Herr geholfen – er wird uns auch weiter führen zum endgültigen Siege.«

Da fühlte Julchen eine lichte Zukunft heranbrechen. – So herrlich weit und schön liegt es vor ihrer jungen Seele und wie eine Verheißung klingen ihr die Worte des Kaiserliedes durchs Gemüt: »Österreich wird ewig stehn!«

Schulgeschichten

Im viktorianischen England hebt mit Thomas Hughes »Tom Brown's Schooldays« (1857) eine breite Tradition von Schul-, genauer: Internatsschulromanen an; in ihr spiegelt sich der hohe Stellenwert der Public-Schools in der englischen Gesellschaft wider. In Deutschland besitzt das Internatswesen im Vergleich zur (Halb-)Tagesschule eine geringe Bedeutung, und so wechseln in den Erzählungen, die von Kindern im Schulalter handeln, in der Regel schulische und außerschulische Schauplätze einander ab. In den sogenannten »Schulkindergeschichten« nehmen Schulfragen und Schulzenen, wie man doch erwarten könnte, keineswegs den größten Raum ein: Familien-, Spiel-, Ausflugs- oder Ferienszenen sind oft sogar übergewichtiger vertreten. Signifikant sind hierfür oft schon die Titel; als Beispiel sei hier Hermann Brandstädters »Das böse Latein. Eine stille Land-, Stadt- und Schulgeschichte« von 1901 angeführt. Eine auf das Schulleben und den schulischen Raum als Schauplatz konzentrierte Erzählgattung bildet sich in Deutschland nur zögerlich heraus. Hierbei scheinen zwei thematische Schwerpunkte eine besondere Rolle zu spielen: Es sind zum einen das Erlebnis der Einschulung, zum anderen ein besonderer Schultyp, der des Gymnasiums, die die erzählerische Aufmerksamkeit stärker fesseln.

Zum Zeitpunkt der Einschulung und noch während der ersten Schulzeit tritt im Erleben der Kinder der Schulraum und -unterricht stärker in den Vordergrund. Literarisch schlägt sich dies in den Einschulungs- und Erste-Schulzeit-Geschichten nieder, für die Ilse Frapans Geschichte »Schnee« hier als Beispiel ausgewählt ist. Es handelt sich bei diesen Geschichten zumeist um kurze realistische Umwelt-erzählungen für Kinder im ersten Schulalter; die kinderliterarisch aktiven Hamburger und Bremer Reformpädagogen haben dieses Genre in besonderem Maße gepflegt. Die län-